

C O E X I S T E N C E

COEXIST

Toleranz: *Es ist, was es ist*

- | | | | | | |
|---|---|----|--|----|--|
| 3 | Die missverstandene Tugend
<i>von Harald Klein</i> | 10 | Intolerant im Namen der
Toleranz
<i>von Gerhard Ruisch</i> | 16 | Kein Jubel, wenig Dank
<i>von Veit Schäfer</i> |
| 6 | Toleranz und ihre gläubige
Ablehnung
<i>von Francine Schwertfeger</i> | 13 | Wie dem Tod begegnen
<i>von Sebastian Watzek</i> | 21 | SYNODE 2018:
Gottsuche statt
Kirchenrechts-Diskussion
<i>von Walter Jungbauer</i> |
| 8 | Alt-Katholisch –
Kirche der Toleranz?
<i>von Bernhard Scholten</i> | 15 | In Memoriam
<i>von Jutta Respondek</i> | 31 | Unser Mann in Berlin
<i>von Ulf Martin Schmidt</i> |



Drohende Kirchenspaltung in der Orthodoxie

IM STREIT UM DIE ORTHODOXE Kirche in der Ukraine hat die russisch-orthodoxe Kirche scharfe Maßnahmen gegen das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel beschlossen. Russisch-orthodoxe Geistliche sollten vorerst keine gemeinsamen Gottesdienste mehr mit Priestern des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel feiern, entschied das Leitungsgremium der russischen Kirche, der Heilige Synod, unter Vorsitz von Patriarch Kyrill I. In den Eucharistiefiern werde zudem das Ehrenoberhaupt der Weltorthodoxie, der Ökumenische Patriarch Bartholomaios I., nicht mehr genannt. Der Schritt ist eine Reaktion darauf, dass Patriarch Bartholomaios zwei Bischöfe zu Exarchen für die Ukraine ernannt hat mit dem Auftrag, die Bildung einer eigenständigen (autokephalen) und damit von Moskau unabhängigen Kirche vorzubereiten.

Weiter massives Wohlstandsgefälle

DER NEUE ENTWICKLUNGSINDEX der Vereinten Nationen (HDI) sieht weiter massive Unterschiede beim menschlichen Wohlergehen in den verschiedenen Weltregionen. Dies werfe einen Schatten auf in den vergangenen Jahren erzielte Fortschritte, heißt es in einem Bericht des UN-Entwicklungsprogramms UNDP. Demnach leben Menschen in hochentwickelten Ländern im Durchschnitt rund 19 Jahre länger als jene in Ländern mit niedrigem Entwicklungsstatus. An der Spitze der Rangliste von insgesamt 189 Ländern stehen den Angaben zufolge Norwegen, die Schweiz, Australien und Irland. Die Schlusslichter bilden die afrikanischen Länder Niger, Zentralafrikanische Republik, Südsudan, Tschad und Burundi. Der globale Trend zeige weltweit auch Verbesserungen auf: Menschen lebten länger, seien besser ausgebildet und hätten höheres Einkommen. Aktuell liegen 59 Länder im hohen Entwicklungsbereich, 38 Länder im niedrigen. 2010 waren es 46 Länder im hohen und 49 im niedrigen Bereich.

Klage gegen bayerischen „Kreuz-Erlass“

DER BUND FÜR GEISTESFREIHEIT IN Bayern und in München hat Klage gegen den sogenannten Kreuz-Erlass vor dem Verwaltungsgericht München eingereicht. Mit dabei sind 25 weitere Kläger, darunter der Liedermacher Konstantin Wecker, Landtagsvizepräsidentin Ulrike Gote von den Grünen und der evangelische Pfarrer im Ehrenamt Matthias Striebeck. Durch das verpflichtende Kreuz im Eingangsbereich von Behörden des Freistaats sähen die Kläger ihre Grundrechte verletzt. Mit der Klage wollten sie auf die Einhaltung der staatlichen, religiösen und weltanschaulichen Neutralität pochen, wie es hieß.

Sozialkassen profitieren von Zuwanderung

DIE SOZIALKASSEN PROFITIEREN nach eigenen Angaben massiv von der Zuwanderung nach Deutschland – insbesondere aus dem EU-Ausland. So ist in der gesetzlichen Rentenversicherung die Zahl der aktiv Versicherten mit ausländischer Staatsangehörigkeit auf einen neuen Höchststand von 5,46 Millionen gestiegen – 2006 waren es noch 3,16 Millionen. Die meisten aktiv Rentenversicherten waren 2016 Türken (988.000), dahinter folgen polnische Staatsbürger (459.000). Von den ausländischen Versicherten mit EU-Staatsbürgerschaften zahlen laut Rentenversicherung mehr als 90 Prozent Beiträge. Dies wirke sich positiv auf die Einnahmesituation in der gesetzlichen Rentenversicherung aus, sagte ein Sprecher der Rentenversicherung. Auch die gesetzlichen Krankenkassen sehen sich durch Zuwanderung entlastet.

Digitales Fasten immer beliebter

NACH EINER UMFRAGE DES Ipsos-Instituts ist inzwischen für 37 Prozent der Deutschen Digital Detox, Digitales Fasten ein wichtiges Thema; 13 Prozent hätten es bereits in die Tat umgesetzt. „Viele wollen offenbar ihre Online-Präsenz einschränken, weil sich digitale Medien und soziale Netzwerke auf ihren Schlaf auswirken“, erklärte die Psychologin Andrea Jakob-Pannier.

Christlich-muslimische Friedensinitiative gegründet

PAX CHRISTI, DIE INTERNATIONALE katholische Friedensbewegung, berichtet von der Gründung einer christlich-muslimischen Friedensinitiative in Deutschland (CMFD). Ihr gehören bisher der Zentralrat der Muslime in Deutschland, der Verband der islamischen Kulturzentren, die Türkisch-islamische Union der Anstalt für Religion und die Islamische Gemeinschaft Milli Görüş an. Von christlicher Seite kam die Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden hinzu. Weitere Partner sind willkommen, wenn sie die Plattform der CMFD teilen und zur Zusammenarbeit bereit sind. Die CMFD betrachtet sich nicht als Konkurrenz zu den bereits bestehenden und gut arbeitenden Initiativen; ihr Schwerpunkt liegt speziell auf einem christlich-islamischen Friedensengagement. Die Initiative möchte daher „helfen, Dämme zu errichten gegen pauschale Verdächtigungen und Drangsalierungen einerseits und gegen Extremismus andererseits“. „Gemeinsam möchten wir unsere Haltung für Frieden und Gewaltüberwindung stärken und gewaltfreie Konfliktlösungen suchen und einüben“.

Keine große Liebe

NACH EINER REPRÄSENTATIVEN Studie in Italien bewertet mehr als die Hälfte der befragten Italiener das Verhältnis von Italien und Deutschland zueinander als „wenig positiv“ (42 Prozent) oder „gar nicht positiv“ (10 Prozent). Mehr als die Hälfte der Befragten ist auch der Meinung, dass von den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern vor allem Deutschland profitiert – dass sie vor allem Italien nutzen, glauben nur sieben Prozent. Die Befragten sehen Deutschland vor allem als einflussreiches Land in der EU. Trotz aller Vorbehalte haben die Italiener immer noch großes Vertrauen in Bundeskanzlerin Angela Merkel – obwohl die populistische Regierung in Rom immer wieder Stimmung gegen Deutschland macht.

fortgesetzt auf Seite 35



Toleranz



...die missverstandene Tugend

VON HARALD KLEIN

ALS ICH MIT 23 JAHREN ALS FROMMER KIRCHLICHER Seminarist in ein Krankenhaus kam, wurde ich von Ordensschwestern rührend umsorgt und gepflegt. Alles, was nötig war, wurde mir gegeben. Als ich nach mehreren Tagen zum ersten Mal wieder etwas essen konnte, führte ich mir selbst den Löffel zum Mund. Aber noch bevor ich die Suppe auf der Zunge spüren konnte, fuhr die Schwester mich mit einem Mal an: „Sind wir denn hier bei den Heiden? Erst wird gebetet!“ Ich gab – erstaunlich genug – die Widerrede, dass ich vorzugsweise nach dem Essen zu beten pflege und nicht vorher. Aber da hatte ich keine Chance: Der Löffel wurde mir mit fester Hand wieder zurück zum Suppenteller geführt und dann gab es zuerst mal ein lautes, energisches Tischgebet. Von Toleranz war bei aller sonstigen Liebe dieser Schwester nicht ein Hauch zu spüren.

Als wir als alt-katholische Pfarrerkonferenz unsere Jahrestagungen noch bei der evangelischen Schwesternkongregation auf dem Schwanberg abhielten, da war es ähnlich. Ohne uns auch nur die Chance zur Selbstverantwortung zu geben, trat jeweils eine abgeordnete Schwester kurz vor Beginn des Essens auf und sprach laut: „Wir wollen jetzt beten!“ und dann legte sie einfach los. Einwände unsererseits führten zu einer dramatischen Klimaverschlechterung. Toleranz im Rahmen christlicher Alltagsvollzüge ist in der Geschichte unserer Kirchen eher selten anzutreffen gewesen. Wir wollen jetzt gar nicht auf das Thema der Missionierung zu sprechen kommen, aber es dürfte ganz ohne Frage so sein, dass die Tugend der Toleranz eher eine Erfindung der Aufklärung und der modernen weltlichen Zeit ist als unserer religiösen Vergangenheit.

Warum ist das so? Was ist überhaupt Toleranz und worin besteht ihr Kernanliegen?

„Dreierlei ist wichtig im Leben: Erstens: Toleranz. Zweitens: Toleranz. Und drittens: Toleranz“ (Henry James)

Wenn ich selbst eine Reparatur auszuführen habe, die Zuleitung zur Waschmaschine oder andere Schraubenmuttern mit einem Schraubenschlüssel lösen möchte, dann muss ich manchmal nicht so genau agieren. Ob ich nun einen 18er oder 19er Schlüssel verwende, spielt keine große Rolle, beide funktionieren. Und dann sagt man: Mein Werkzeugbedarf hat eine Toleranz von einem Millimeter. Viele Maschinen, technische Gerätschaften zeichnen sich eben dadurch aus, dass sie Teile- und Werkzeugtoleranzen haben, die ein schnelles und einfaches Arbeiten ermöglichen. Toleranz ist in diesem Fall der Freiraum, den ich bei der Auswahl von Hilfsmitteln habe.

Und so hat Toleranz immer mit Freiheit zu tun. Kein Wunder, dass erst im Zusammenhang mit der Wertschätzung und Ermöglichung von Freiheit in der Menschheitsgeschichte auch die Toleranz eine wichtige Größe wurde.

Vom Begriff her bedeutet Toleranz so viel wie „Duldsamkeit“. Es ist also rein inhaltlich ein passiver Begriff. Toleranz kennzeichnet den Bereich, der kein Eingreifen des Handlungsberechtigten hervorruft. Schon das deutet darauf hin, dass Toleranz Grenzen haben könnte, denn immer passiv sein, das kann keine dauerhafte Lösung sein. Toleranz ist ein Verhalten und Verhaltensmuster, das Risiken birgt und Probleme mit sich bringt. Dabei ist aber natürlich zu beachten, auf was oder wen sich meine Toleranz bezieht und was ihre Motivation ist.

„Toleranz hat alle Farben des Lebens“ (Ari F. Huber)

Jeder freut sich über Toleranz, jeder und jede hat schon mehrfach im Leben Toleranz für sich selbst eingefordert. Insofern ist Toleranz eine sehr beliebte Tugend, aber eben am Anderen. Gleichzeitig aber fällt es den meisten Menschen ausgesprochen schwer, Toleranz selber



Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim



auszuüben. Denn Toleranz bringt immer Verzicht mit sich: Wer Toleranz übt, verzichtet auf eigene Handlungs- und Urteils-Vorgaben.

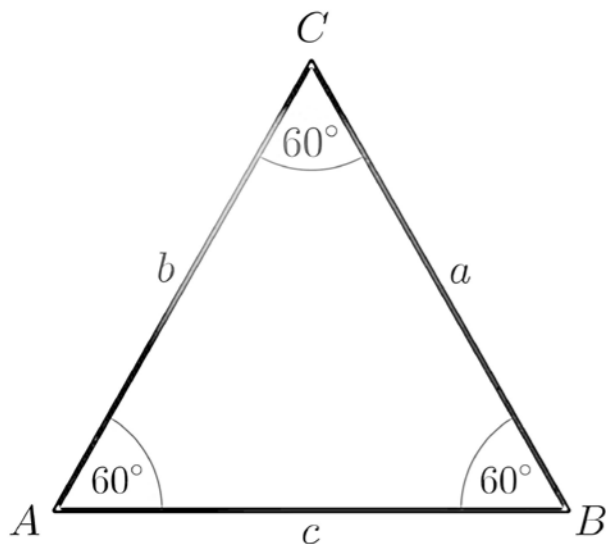
Was sind die Beweggründe für das Ausüben von Toleranz?

Fangen wir mit dem oft vermuteten an: Toleranz kann man ausüben, weil man nicht eigennützig ist. Manch einer ist tolerant, weil er seinen Mitmenschen ein Mitspracherecht, eine Gleichberechtigung einräumen möchte, also aus Nächstenliebe. Schön.

Aber die Welt besteht nicht nur aus Idealismus. Toleranz kann auch aus wahrlich anderen Gründen geübt werden: Ich kann tolerant sein, um mir selbst zu dienen, um mich zum Beispiel selbst zu schützen. Ich kann tolerant sein, um anstehende Forderungen nicht selber erfüllen zu müssen. Toleranz bringt wie jede passive Lösung eine Schonung mit sich, und die kann mir sehr recht sein. Ist das verwerflich? Nach meiner Meinung nicht unbedingt. Es sollte dann nur ehrlich mitgeteilt werden.

Zum Dritten gibt es natürlich noch die Motivation für Toleranz, alles im Unklaren lassen zu wollen. Häufig ist die Toleranz im Bereich des Religiösen damit verbunden: „Irgendwie haben vielleicht alle Recht oder keiner, dann kann ich mir die ganze Auseinandersetzung sparen.“ In Reinkultur begegnet uns diese Denkweise schon beim Griechen Protagoras und seinem weltbekannten Spruch: Der einzelne Mensch ist das Maß. Er meinte damit: Jeder Einzelne hat seine spezielle Wahrnehmung von Wirklichkeit, darüber hinaus gibt es nichts Verpflichtendes oder Allgemeingültiges. Wenn Neonazis im Bundestag Rederecht haben wollen, dann ist das ihr privates Recht. Wenn einer glaubt, dass Jesus mit Kleopatra verheiratet war, dann darf er das als Wahrheit verkaufen. Wenn jemand Gott als Tyrannen und Nächstenliebe als Fiktion weitergeben will, dann ist das seine Sache und nicht eine biblische oder wissenschaftliche Debatte wert.

Bekannt ist die Fabel von Johann Peter Hebel, in der Vater und Sohn so lange von anderen Menschen verunsichert werden, wer von ihnen beiden auf dem Esel reiten dürfe, dass sie schließlich alles Nachdenken aufgeben und ihrerseits großmütig den Esel tragen. Tolerantes Verhalten ist oft aus der Unwilligkeit (oder Unfähigkeit) geboren,



eigenständig Position zu beziehen oder sich ernsthaft auseinanderzusetzen. Gerade gegenüber komplizierten Situationen und Themen greifen viele Menschen zum Mittel der „Schein-Toleranz“, um aus dem Schneider zu sein.

„Ignorieren ist noch keine Toleranz“ (Theodor Fontane)

Ich frage mich nur, ob es nicht noch eine weitere Motivation für Toleranz gibt außer der der Selbstlosigkeit, der Drückebergerei und der „coolen“ Neutralität. War Jesus eigentlich tolerant? Vor fünf Jahren hat die Evangelische Kirche in Deutschland einmal das Thema „Toleranz“ zum Jahresthema gemacht, und durch die Bank wurde die Frage nach der Toleranz Jesu negativ beantwortet: Jesus war nicht tolerant; immer wieder kann man ja im Evangelium lesen, wie er Menschen ändern wollte, seine Botschaft als die Wahrheit verkündete und sich allein als Licht der Welt darstellte. Aber da dürfen wir natürlich nicht vergessen, dass die Evangelienberichte nicht von Jesus selber geschrieben wurden. Die verschiedenen Schreiber und Evangelisten hatten natürlich die Absicht, Jesus als alleinigen, gottähnlichen Erlöser zu etablieren. Von daher haben sie sicherlich nicht Lebensszenen überliefert, in denen Jesus auch konträre Meinungen stehenließ oder gar übernahm. Sogar schon mit 12 Jahren im Tempel soll er alle anderen in Grund und Boden geredet und überzeugt haben.

Auf der anderen Seite aber merken wir an allen Ecken und Ritzen der Evangelien, wie offen Jesus auch mit Ungläubigen umging. Dass er Samariter mit ihrem eigenartigen Glauben als menschliche Vorbilder hinstellen konnte, dass er mit römischen Zöllnern private Gespräche führte, sich ins Haus und Gespräch von Pharisäern einladen ließ. Einmal sagt er, er hätte mit seinem Leben den Menschen wie mit einer Flöte zum Tanz aufgespielt. Das ist doch kein intolerantes Diktat, das beinhaltet doch eine Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit.

Ich glaube, dass die Sache mit dem Wort Gottes immer viel zu armselig von der Kirche gesagt und gedeutet wird: als hätte Gott in Jesus sein Wort einfach den Menschen mitteilen lassen. Nein, es ging nicht um Ansage, sondern um Gespräch. Jesus ist das Gesprächsangebot Gottes. Und manchmal in diesen damaligen Gesprächen dürfte es auch ganz nett deftig zugegangen sein. Jesus ließ sich von Petrus oder Judas zur Brust nehmen, und zugleich konnte er Petrus als Satan titulieren. Sogar am Kreuz war Jesus mit einem Schwerverbrecher am Kreuz neben ihm ins Gespräch vertieft. Ich glaube, Jesus war viel toleranter, als wir heute vermuten und als unsere Bibel vermuten lässt.

„Dulden heißt beleidigen“ (Johann Wolfgang von Goethe)

Tja, vielleicht ist das die eigentliche Motivation der Toleranz: die Suche nach Gespräch, die Suche nach Ergänzung. Jesus ist nicht mit göttlicher Weisheit in der Krippe schon geboren worden; er hat im Austausch und der Auseinandersetzung mit vielen Menschen, angefangen bei der eigenen Familie, bei Johannes dem Täufer, bei Ungläubigen und Frommen, Huren und Verbrechern, sich und seine Wahrheit erst geformt – mit Gottes Hilfe.



Das ist der Sinn der Toleranz: sich ergänzen zu lassen – auf Augenhöhe. Wenn das geschieht, wenn ich so viel Geduld und Ausdauer habe, langen Atem und Liebe, dass ich andere nicht disqualifiziere, nicht abschiebe, nicht mundtot mache, dann wird die Fähigkeit zur Toleranz zur gerade auch christlichen Tugend. Auch im Alten Testament lassen sich diesbezüglich schon Ansätze und Beispiele finden: Ich denke da an die Josefsgeschichte, Propheten-Geschichten mit Elija, David-Nathan-Gespräche bis hin zur Jona-Legende. Mein Gegenüber soll ich respektieren als Ebenbild Gottes, um so miteinander und voneinander Wahrheit zu lernen. Das wäre wirkliche Toleranz. Und irgendwann wird Adam noch auf den Trichter kommen, dass Eva ihn nicht nur verführt hat, sondern gerade im miteinander Ringen und Probieren des Apfels ihm den großen Weg zur Heilsgeschichte eröffnet hat.

„Echte Toleranz ist nicht möglich ohne Liebe“ (Albert Schweitzer)

Eine letzte Frage: An wen richtet sich Toleranz? Für meine Begriffe gibt es ein Dreieck der Toleranz. Die Basis ist die Toleranz gegenüber mir selbst. Das ganze Leben lang sind viele Menschen dazu nicht in der Lage: mit sich selbst einverstanden zu sein, mit den eigenen Fehlern und Gegebenheiten. Wie hat ein Pfarrer von Ars sich selber gegeißelt und gepeinigt, um sich zu bessern. Toleranz zu mir selber entwickeln, zu eigenen Menschlichkeiten und Abgründen. Erst wenn ich mit mir selbst ins Gespräch komme, kann ich mich einer Lebenswahrheit nähern.

Das Zweite ist die Toleranz zum Nächsten, zum Mitmenschen. Sie besagt nie und nimmer, dass ich des Anderen Meinung blind übernehmen muss, dass ich meine eigenen Werte in die Ecke stellen muss, im Gegenteil. Aber es ist die Chance zur Ergänzung und zum Mehrwert.

Und die dritte Seite der Toleranz ist die Toleranz gegenüber Gott. Ja, auch die gibt es. Und sie ist immer neu zu lernen und zu üben. Wer meint, Gott sei einfach so, wie er ihn sich ausdenkt oder wie er im Katechismus steht, der irrt sich. Gott ist immer anders. Und immer neu begegne ich ihm. Und manchmal ist es wirklich grausig oder bitter. Auch gegenüber Gott brauche ich Toleranz und Lernvermögen. Ich muss, nein, sollte mit ihm ins Gespräch kommen. Mich ergänzen lassen von dem, was Gott mir im Leben mitteilt. Das ist eine lebenslange Aufgabe. Und sie wird mir wahrhaftig nicht leicht fallen. Gott hat auch dunkle Seiten. Aber wer Toleranz ausübt, der kann nur dazugewinnen.

Nein, wirkliche Toleranz ist kein mitleidsvolles, großzügiges Erdulden. Sie hat mit Tragen zu tun, aber es ist eher der eigene Türbalken, den ich trage, meine Offenheit gegenüber dem Nächsten. Ich dulde, dass es mit meinem Leben und meiner Entwicklung weiter geht, nicht schon abgeschlossen und autark ist. Ihre Grenze hat diese Toleranz da, wo der Andere meine Offenheit zerschlagen will, aber nicht vorher. Wirkliche Toleranz ist nur scheinbar passiv, in Wirklichkeit ist sie einladend aktiv, aktiver als Holzhacken oder Straßenkehren, denn ihr Merkmal ist die von Anfang an mitgewollte Integration. ■



**DU
KANNST
SCHON
NAZI
SEIN,
ABER
DANN
BISTE
HALT
KACKE.**



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Toleranz und ihre gläubige Ablehnung

Betrachtungen über einen Kampfbegriff
VON FRANCINE SCHWERTFEGER

„ANGENOMMEN ES WÜRDIE die Wahrheit geben (was wir als Christen ja glauben), dann würde diese ‚Toleranz‘ die Wahrheit unterdrücken und wäre somit selbst ein Tyrann. Sie duldet nicht die Auffassung, dass es eine Wahrheit gibt. Im Namen der Toleranz wird es letztendlich auf eine totalitäre Gesellschaft hinauslaufen, die jene unterdrückt, die nicht ‚tolerant‘ sein wollen, weil sie an eine absolute Wahrheit glauben. Wer nicht ‚tolerant‘ sein will, wird gezwungen

‚tolerant‘ zu werden. Die Folgen einer solchen Sicht sind heute schon zu sehen: der Tod der Wahrheit [...]“. Mit dieser steilen These schreibt sich im Blog der Internetplattform „soulsaver.de“ ein gewisser Oktay unter dem Titel „Die Tyrannei der Toleranz“ seinen Frust von der Seele. Und er oder sie ist nicht die einzige Stimme, die sich über die moderne Toleranz mokiert. Im Netz findet man, meist von christlich eingestellten Leuten, allerhand Negatives über Toleranz, die uns einst als das

erstrebenswerte Gut im sozialen und religiösen Miteinander erschien. Wie konnte das passieren?

Toleranz kommt von „tolerare“ (lat. dulden, ertragen.) Das weiß auch Oktay und zitiert den 1. Korintherbrief 13,7: „Die Liebe erduldet alles“ (wobei das griechische Verb *hypomenei*, lateinisch *sustinere*, auf Deutsch *ertragen* heißt, Anm. d. Verf.). „Wir als Christen respektieren die legitimen Rechte anderer Menschen, ihre Sichtweisen, Meinungen, Kulturen, Religion und Weltanschauungen, jedoch ohne sie zu teilen.“ Aber was ist der Unterschied zwischen Respekt und Toleranz?

Toleranz, einst im römischen Reich eingeführt, um die andersgläubigen Besiegten in Frieden zu lassen, solange sie dem göttlichen Kaiser huldigten, hat über die Jahrhunderte eine Entwicklung durchgemacht. 1791 stellte in einem Stich Daniel Chodowiecki die Göttin Minerva als Symbol der Toleranz und Weisheit dar, die die Anhänger aller Religionen beschützt. Als Steigerung der Toleranz verzeichnet *Wikipedia* die Akzeptanz, die gutheißen, zustimmende Haltung gegenüber einer anderen Person oder ihrem Verhalten. So ist eigentlich die Steigerung von Toleranz anscheinend gerade unter bestimmten Gläubigen ein Kampfbegriff geworden, gegen den es anzuschreiben gilt.

So verfasste bereits vor knapp zehn Jahren (17.5.2009) der Pastor i. R. Manfred Herold unter friedenskirche-luebeck.de mit seiner 2. Kapitelüberschrift „Die Grenzen der Toleranz Gottes“ folgenden Text:

Die Bibel zeigt uns, dass Gott in unserer Zeit (!) die Menschen im Allgemeinen nach dem Grundsatz der Toleranz behandelt. Das heißt für uns: Wir sollen den Menschen lieben, aber nicht den Schmutz, in dem er sich befindet und sich vielleicht wohl fühlt. Wir sollen den Egoisten lieben, nicht jedoch seine egoistische Einstellung. Wir sollen den Homosexuellen lieben, nicht jedoch seine Lebensweise. Wir sollen den Rassisten lieben, nicht jedoch den Rassismus. Wir sollen diejenigen lieben, die in wilder Ehe leben, nicht jedoch diese Form der Gemeinsamkeit. Wir sollen die

Alkoholiker, die Raucher und die Drogenabhängigen lieben, nicht jedoch ihre Sucht. Wir lieben die Evolutionisten, die Nationalisten, die Kommunisten, die Atheisten... aber wir hassen die Sünde, die sie verführt und ihr Denken verklavt hat.“ Und er beschließt diese Ausführungen mit: „Hier haben wir in der Gemeinde noch viel zu lernen.“

Es ist schon klar, was den entsprechenden Anhängern gegen den Strich geht: Die sogenannte Relativierung. Herold weiter: „Wenn nun jemand käme und sagen würde: ‚Nun lasst uns doch etwas toleranter sein. Warum sollte 3 + 5 manchmal nicht auch 7 oder 9 sein? Wir sind doch nicht so engstirnig! [...]‘ Die Welt würde in ein Chaos stürzen.“ Er folgert:

Toleranz kann also niemals bedeuten, die feststehende Wahrheit, dass Jesus Christus der einzige Retter aus dem Dilemma der Sünde ist, zur Disposition zu stellen. Das legitime Toleranzdenken wird heute dahingehend pervertiert, dass die Frage nach gültiger Wahrheit kaum noch gestellt wird. Es kommt zu einer Gleichgültigkeit gegenüber Wahrheitsansprüchen. Auf Bewertungen wird verzichtet. Toleranz wird hierbei nicht mehr als respektvolle Verhaltensweise verstanden, sondern zu einem religiösen Letztwert erhoben. Solch eine falsch verstandene Toleranz lehnen Christen ab. Christen werden darum dem Andersdenkenden im Blick auf die Wahrheit, die allein zu retten vermag, ebenso intolerant begegnen, wie sie ihm als Person mit unbedingter Toleranz, Freundlichkeit, ja der Bereitschaft zum Leiden begegnen werden. Nur so entsprechen wir dem Vorbild dessen, der um der Wahrheit Willen sein Leben für die opferte, die seine Feinde waren. Diese Wahrheit ist zwar nicht tolerant, aber sie macht tolerant!

Ein selbstgefälliger Widerspruch?

Für Oktay scheint die Sache ähnlich klar, denn er zitiert C. S. Lewis: „Toleranz ist die Tugend eines Menschen ohne Überzeugung.“ Und er meint, dass man Menschen nicht ernst nehme, wenn Werte der Gleichmacherei anheimfielen, verschwinden würden. Es führe zu der Privatisierung des Glaubens, der Tyrannei der Einzelperson, gar dem Zerfall der Menschenrechte (weil wir alle gleich gut seien und das Kastensystem in Indien oder die Beschneidung von Frauen nicht als schlecht bewerten könnten).

Der Jurist Jan Hedde stellt in seiner Analyse über Toleranz in Spiegel online fest (17.4.2016): „Jesus war nicht tolerant, Jesus war demütig und duldsam“ [sic!]. „Galerius, der römische Kaiser, der im Jahr 311 verfügte, dass Christen von nun an nicht mehr zerhackt und verbrannt würden, war nicht tolerant, er war klug.“

Aber geht es nicht gerade um diese Klugheit der Toleranz? Christen, die auf ihre Wahrheit pochen, die sie allein gefunden zu haben meinen, wollen nicht tolerant sein und sind auch nicht klug. Sie erscheinen als die ewigen Besserwisser der Nation. Eignet sich Religion also nicht für Toleranzdenken? Wenn wir auf das Wort „erdulden“ zurückkommen, müssen wir auch Goethe zitieren: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ Verlangt der große spät-humanistische Dichter in seinen Aphorismen also zu viel von Christen?

Eine andere Wahrheit für möglich halten

Nach Friedrich Immanuel Niethammer, dem Schöpfer des Begriffes Humanismus, hat der Logos der Griechen den Menschen über seine rohe Natur hinaus zum Geistigen geführt. Der Logos, der sich in Jesus Christus inkarniert habe (Joh 1,14), sei zugleich das Urprinzip menschlicher Bildung. Daraus kann

man folgern: Wenn Christus also der Logos ist, war er mehr als tolerant.

Mit seinem Aphorismus meinte Goethe nun sicher nicht, dass man das Gespräch aufgibt und Ja und Amen zur Haltung anderer sagt, die man nicht gutheißt. Aber ein gönnerhaftes „Na du wirst schon noch darauf kommen, wenn ich dich nur lange genug bearbeite“ ist auch nicht gemeint. Wahre Toleranz kann nur heißen, zumindest in Betracht zu ziehen, dass es eine andere Wahrheit neben der eigenen gibt, die einen gemeinsamen Nenner in der Ethik hat, nämlich allen Lebewesen gleich wohlzuwollen.

Intoleranz gegenüber bestimmten Verhaltensweisen, wie es die Autoren oben fordern und vertreten, ist genauso tyrannisch, denn sie führt zur Verhärtung. Wohin die Besserwisserie führt, zeigt die Geschichte allerorten: Politische Tyrannen werden zwar (von aufgeklärten Intoleranten?) gewaltlos beseitigt, aber die Menschen konnten nicht mitwachsen mit der Veränderung. Ihre Länder zerfallen im Chaos und Krieg. Und das oft gerade, weil ihre neuen Führer religiös nicht toleranter sind.

Toleranz ist also eine Gratwanderung unseres Gewissens – oder was zu einem alt-katholischen Grundsatz geworden ist: „Im Notwendigen Einheit, in Zweifeldingen Freiheit, in allem die Liebe“ (Rupertus Meldenius). Wir können nicht alle retten. Oder um es mit dem Juristen Jan Hedde zu beschließen: „Toleranz endet beim Nicht-Tolerierbaren, das seiner Natur nach nicht geduldet werden kann, weil es die Sphäre von Gedanke und Wort verlassen hat. Wird dagegen nicht Delikt, sondern Meinung als intolerabel bekämpft, negiert sich eine Toleranz, die Toleranz erzwingen will. Es gibt keine An-Sich-Toleranz, die zwischendurch mal Pause macht, ohne ihre Existenz aufzugeben. Oder: Toleranz ist, wenn's weh tut.“ ■



Alt-Katholisch – Kirche der Toleranz?

VON BERNHARD SCHOLTEN

„SEID TOLERANT“, „LASST DIE MEINUNG DES Anderen gelten“, „setzt euch für Meinungsfreiheit ein“ – immer wieder werden diese Forderungen in Sonntagsreden und Predigten erhoben. In einer demokratisch verfassten Gesellschaft sind Meinungsverschiedenheiten „das Salz in der Suppe“. Toleranz scheint eine zentrale Tugend einer demokratischen Gesellschaft zu sein.

In den letzten zweitausend Jahren – seit Jesu Wirken und seit der Entstehung des Christentums – haben Menschen oftmals mit Gewalt ihre Vorstellung „vom richtigen Leben“ durchgesetzt. Fundamentalismus, das „Wissen“ um die richtige Form des Lebens, war Grundlage für diese Gewalt. Toleranz, also die Bereitschaft, auch andere Möglichkeiten für ein gutes und gottgefälliges Leben zuzulassen, wurde immer wieder eingefordert, aber die Toleranzedikte in der Geschichte wirkten immer nur kurzfristig, denn mit dem „Wissen um den rechten Glauben“ wurde die weltliche Macht gefestigt.

Nur denjenigen, die nicht die Vorherrschaft hatten, blieb die „Duldung“ einer anderen Meinung als einzige Möglichkeit, um die eigene Macht zu sichern. Wer die Macht besaß, brauchte keine Toleranz.

Die Apostelgeschichte (Apg 17,23) erzählt uns von einem anderen Umgang der Griechen mit Glauben und Religion. Sie haben einem unbekanntem Gott einen Altar geweiht. Damit wird deutlich, die Griechen wissen um ihr Nicht-Wissen. Mit dem Altar für den unbekanntem Gott

machen die Griechen deutlich, dass sie spüren, dass es mehr geben kann, als sie es sich in diesem Augenblick vorstellen können. Der „Altar für den unbekanntem Gott“ ist für mich eines der frühesten Zeichen von Religionskritik. Neben dem, was bekannt und sicher ist, kann es noch etwas Unbekanntes, Größeres geben. Damit bleiben die Griechen offen für neue Entwicklungen. Da haben Dogmatismus und Fundamentalismus keinen Platz.

Keine „endgültigen Wahrheiten“

Wie steht unsere Kirche zur Religionskritik? Auf der 61. Synode unserer Geschichte in diesem Oktober wurde aufgrund eines Antrages, der ein „Compendium des

alt-katholischen Glaubens“ forderte, intensiv und leidenschaftlich über die Frage debattiert, ob es einen „Katechismus des alt-katholischen Glaubens“ geben kann und soll. Dafür spricht, dass er Fragenden die Grundzüge unseres Glaubens verdeutlicht und erklärt – nicht in negativer Abgrenzung zur Römisch-Katholischen Kirche, sondern mit Glaubensaussagen, die Suchenden helfen können, Antworten auf existenzielle Fragen des Lebens zu finden.

Eine einfache Forderung, könnte man meinen, doch die Debatte zeigte, dass es diese einfachen und klaren Antworten auf existenzielle Fragen menschlichen Lebens in unserer Kirche nicht zu geben scheint. Der alt-katholische Glaube an den dreieinigen Gott ist ein ständiger Prozess, es gibt keine „endgültigen Wahrheiten“, ein dogmatischer Glaube ist kein Glaube mehr, es verhindert Wandel und Entwicklung. In der Debatte wurde deutlich, es gibt unterschiedliche Perspektiven auf den einen Gott. Die Pluralität dieser sich ergänzenden, aber auch widersprechenden

Sichtweisen prägte den alt-katholischen Glauben, die alt-katholische Theologie und die Alt-Katholische Kirche.

Am Ende dieser Debatte beschloss die Synode, dass es sinnvoll sei, einen Prozess in der Alt-Katholischen Kirche anzustoßen, in dem Menschen in den Gemeinden ihre sie bewegenden Fragen formulieren. Im zweiten Teil dieses Beteiligungsprozesses sollen dann Antworten – vorläufige, keine endgültigen – auf diese Fragen gefunden werden. Dabei können

und sollen die Antworten die unterschiedlichen Perspektiven und Sichtweisen abbilden. Dogmatismus und Fundamentalismus haben darin keinen Platz. Es gilt, die Perspektive des anderen zu tolerieren.

Toleranz oder Beliebigkeit?

Wird damit die Alt-Katholische Kirche zu einer Kirche der Toleranz, die unterschiedliche Sichtweisen auf Gott, die unterschiedliche Antworten auf existenzielle Fragen von Menschen zulässt – oder wird die Alt-Katholische Kirche zu einer Kirche der Beliebigkeit, in der das Motto: „alles kann, nichts muss“ gilt? Sicher gibt es unterschiedliche „Wege zum Heil“; sicher waren die oft gewaltsam geführten Diskussionen um die „einzig wahren Wege“ zerstörerisch und destruktiv. Ein Gott der Barmherzigkeit und der Liebe muss ein Gott der Toleranz sein, der verschiedene Wege zum Heil nicht nur zulässt, sondern sicherlich auch ermöglicht.

Doch bedeutet Toleranz dann auch „Beliebigkeit“? Ist es egal, welchen Weg ich gehe? Oder gibt es nicht doch auch unveräußerliche Positionen und Haltungen? Und was ist zu tun, wenn es Menschen gibt, die Toleranz als Positionslosigkeit missdeuten, die klare Positionen einfordern

und andere Perspektiven nicht gelten lassen? Wie umgehen mit Menschen, die diese „klare Kante“ einfordern?

Die Zahl der Menschen, die Toleranz als Beliebigkeit und Positionslosigkeit missdeuten, nimmt in unserer Gesellschaft zu. Sie bestimmen zunehmend das gesellschaftliche Klima und den gesellschaftlichen Diskurs. Sie wissen, wer oder was „die Mutter aller Probleme“ ist. Komplexe gesellschaftliche Entwicklungen haben für sie eindeutig identifizierbare Gründe, die einfach zu beseitigen sind. Auf komplexe Fragen haben sie einfache Antworten. Doch wie kann ich mit Menschen umgehen, die Toleranz nicht als Tugend und Fundament unserer Gesellschaft anerkennen, sondern die Toleranz in Frage stellen?

In dem Gespräch über das Evangelium des 23. Sonntages im Jahreskreis (Mk 7, 31 – 37) in der Landauer Gemeinde beim Gottesdienst im Modenbacher Tal (vgl. Bericht aus den Gemeinden) war dies eine zentrale Frage. Zwei Tage davor hatten rechtspopulistische Gruppen zu einem Schweigemarsch durch Landau aufgerufen,

um gegen das Urteil des Landgerichts Landau zur Tötung der jungen Mia in Kandel in der Weihnachtszeit 2017 zu protestieren. „Kann ich die Meinung der politisch Rechten wirklich tolerieren?“ war eine der Fragen, die in dem Predigtgespräch gestellt wurde. Tolerieren, das wurde schnell klar, bedeutet nicht, die Position zu akzeptieren, sondern nur, dem Anderen die Möglichkeit zu geben, sie zu formulieren. Doch auch dieser Mensch besitzt Würde, auch er hat Teil an der Gottesebenbildlichkeit. Nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten hilft weiter, sondern den Menschen als Menschen zu achten, seine Haltung und Meinung aber zu widerlegen und zurückzuweisen. Toleranz ist anstrengend und kann nur gewinnen, wenn sie nicht ausgrenzt und damit selbst intolerant wird. Die Alt-Katholische Kirche kann – gerade auch mit ihrer politischen Geschichte – in diesem gesellschaftlichen Diskurs deutlich machen, wie schwer es ist, die Pluralität der Meinungen zu wahren, ohne Dogmatismus und Fundamentalismus zu stärken. ■

In Liebe ertragen

VON JUTTA RESPONDEK

Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe, und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält.

MIT DIESEN WORTEN MAHNT DER APOSTEL Paulus vom Gefängnis aus die Gemeinde in Ephesus zur Einheit (Eph 4,2). Ruft er damit die Menschen zur Toleranz auf – im Sinne der Forderung Jesu „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst...“?

Im Wort *ertragen* steckt das Wort *tragen*. Nach der Mahnung des Apostels möge also einer den anderen mit-tragen, so, wie er eben ist, mit seinen Fehlern und Mängeln, Ecken und Kanten. Das ist nicht immer einfach, dafür braucht es Demut, Liebe, Geduld und Friedfertigkeit. Eine Haltung, die dem Liebesgebot Jesu entspricht. Ist es das, was wir unter Toleranz verstehen?

Toleranz im heutigen Sprachgebrauch meint übersetzt „Duldsamkeit“, im weiteren Sinn auch Aufgeschlossenheit, Großmut, Freizügigkeit, Liberalität, Offenheit, Nachsicht, Verständnis, Vorurteilsfreiheit. Diese Begriffe sind positiv besetzt. Als moderne, aufgeklärte Menschen des 21. Jahrhunderts wollen wir selbstverständlich tolerant sein. Niemand lässt sich gerne vorwerfen, intolerant, sprich engherzig, kleinkariert, voller Vorbehalte gegen Andere oder etwas von der Norm Abweichendes zu sein. Muss man deshalb alles gutheißen? Wo sind die Grenzen der Toleranz?

Gibt es Grenzen der Toleranz?

Muss eine freiheitlich-demokratische Gesellschaft eingeführte Bräuche, Sitten und Rechtsauffassungen

fremder Kulturen tolerieren? Muss eine Demokratie Versammlungen, Aufmärsche und Kundgebungen radikaler Gruppen dulden? Müssen Politiker und Politikerinnen im Namen der Meinungsfreiheit sich schmähen und verunglimpfen lassen? Müssen Christen tolerieren, dass in Kunst und Satire Inhalte und Zeichen ihres Glaubens verspottet und lächerlich gemacht werden? Müssen wir einen verrohten Sprachgebrauch, Hetzparolen im Internet und Fake News als freie Meinungsäußerungen akzeptieren? Müssen Restaurantbesitzer und Gäste schlechtes Betragen von Kindern hinnehmen, während deren Eltern sich nicht daran stören und einschreiten? Muss ich tolerieren, dass mein Nachbar als überzeugter Nudist Tag für Tag vor meiner Haustür splitterfasernackt durch seinen Vorgarten und über die Straße läuft?

Die Übersetzung des dem Begriff Toleranz zugrunde liegenden lateinischen Verbs *tolerare* = *erdulden, aushalten, ertragen* impliziert einerseits eine Bürde, eine Last, etwas, was ich tragen muss, was also eine Belastung ist. Das kann mir durchaus „Leiden“ bereiten. Ein Leiden, das es hinzunehmen gilt. Nämlich dann, wenn das, was Mitmenschen oder Gruppierungen von Menschen mir „zumuten“, meiner Auffassung, meiner Überzeugung, meinen Wertvorstellungen, Gewohnheiten oder meinem Empfinden widerspricht.

Erdulden und Duldsamkeit beinhaltet aber auch Geduld. Ich trage oder nehme also etwas hin in Geduld. Etwas, was ich mir nicht ausgesucht habe oder aussuchen würde, was ich eigentlich nicht will. Wenn ich es mit Großmut trage, d. h. wenn ich Toleranz übe, heißt das nicht, dass ich mich damit identifizieren muss. Tolerant zu sein bedeutet nicht, zu allem Ja und Amen zu sagen, alles zu akzeptieren und gut zu heißen, alle Unterschiede einzuebnen. Aber ich nehme es eben wie es ist: als Vielfalt, als andere Möglichkeit, als unterschiedliche Ansicht und Ausdrucks- oder Lebensform. Jeder kann seine eigene Meinung haben und dazu stehen, seinen Gewohnheiten



Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau



Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn



nachgehen und seinen Überzeugungen Ausdruck verleihen, solange er damit keinen Schaden anrichtet.

Aber bin ich tolerant, wenn ich, weil mir nichts anderes übrigbleibt, notgedrungen und mit der Faust in der Tasche Dinge ertrage, die mir eigentlich zuwiderlaufen? Kann man von Toleranz sprechen, wenn eine freiheitliche Gesellschaft oder eine Gemeinschaft wohl oder übel auch Gruppierungen Raum gibt und eine öffentliche Bühne verschafft, die ihrer Grundordnung widersprechen und ihre Werte angreifen?

Ein politisches Gemeinwesen und jede Gesellschaft basiert auf Regeln und Gesetzen, die sie sich gegeben hat, die für alle gelten und deren Einhaltung sie einfordern kann und muss. Sie sind mal mehr, mal weniger liberal, und entsprechend mehr oder weniger tolerant. Dementsprechend muss und wird sie abwägen, wo ihre Grundordnung gefährdet und zu verteidigen ist, wo Toleranz geboten oder fehl am Platze ist.

Mehr als Aushalten

Die eingangs zitierte, von Paulus angemahnte Toleranz meint eine positive Grundhaltung im zwischenmenschlichen Bereich. Sie gilt heute wie damals. Wie damals müssen auch heute die unterschiedlichsten Menschen im Alltag miteinander auskommen: am Arbeitsplatz, in Familie, Gemeinde oder Nachbarschaft. Der Aufruf „Ertragt einander in Liebe“ verlangt mehr als zähneknirschendes Aushalten. Sie gründet auf der Liebe, die den Mitmenschen annimmt, wie er ist. Auch mit seinem vielleicht als anstößig oder störend empfundenen Verhalten oder seinen radikalen Ansichten oder fremden Gewohnheiten. Die

annahmende Liebe lässt uns ihm mit Geduld und Friedfertigkeit begegnen, denn sie setzt eine demütige Haltung voraus, die sich selbst nicht als besser oder höherwertiger ansieht. Sie akzeptiert die Tatsache unterschiedlicher Meinungen, Gewohnheiten und Überzeugungen. Das schließt nicht aus, im Konfliktfall mit dem Anderen zu streiten, sich mit ihm auseinander zu setzen und um ein gutes Auskommen und einen gangbaren Weg miteinander zu ringen.

Jesus hat uns einen beispielhaften Weg der Toleranz vorgelebt. Seine Begegnungen waren von Offenheit und Liebe geprägt. Er ging ohne Berührungängste oder Vorurteile auf seine Mitmenschen zu. Auch auf solche, die außerhalb oder am Rande der Gesellschaft lebten, auf Ausgestoßene, Verachtete, Gemiedene, Ausländer, Angehörige anderer Glaubensrichtungen. Auch auf die Pharisäer und Schriftgelehrten, deren Ansichten und Verhaltensweisen er nicht teilte. Dabei war er stets klar positioniert. Er setzte sich mit ihnen auseinander, kritisierte und prangerte an, was er für falsch hielt. Er übte keinen Druck aus, seinem Weg zu folgen, aber er sagte deutlich seine Meinung. Das scheint mir ein bedeutsamer Punkt zu sein.

Ich denke, bei den vielen verschiedenen miteinander konkurrierenden Wahrheiten heutzutage ist es wichtig und richtig, ohne Überheblichkeit und mit gegenseitigem Respekt die Dinge anzuschauen, Offenheit und Großmut zu bewahren – aber auch Stellung zu beziehen, zu unterscheiden, was zum Wohle aller gut und richtig ist, und gegebenenfalls ohne Scheu oder Angst, als intolerant zu gelten, für die eigene Überzeugung einzutreten. ■

Mir scheint aber, dass die nächste, die *grüne* Stufe es ist, die unsere Kirche und auch unsere Freiburger Gemeinde entscheidend prägt. Wobei *grün* nicht im parteipolitischen Sinn gemeint ist.

Diese Stufe ist dadurch gekennzeichnet, dass möglichst alle eingebunden werden sollen: Kranke, Leidende, Opfer von Gewalt und Missbrauch; „gesellschaftliche Minderheiten werden gefördert und erhalten Beachtung“. Vom Staat erwarten die Menschen, dass er dafür sorgt, dass niemand gesellschaftlich abgehängt wird und in Armut gerät. Die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Gesellschaft ist wichtig; auch in der Partnerschaft sind Mann und Frau gleichberechtigt. Die Kinder werden ebenfalls eher partnerschaftlich behandelt.

Der *grüne* Arbeitsstil ist „ausgesprochen prozessorientiert, partizipativ und kooperativ.“ Gefragt ist Teamfähigkeit und soziale Kompetenz. „Teamleiter, Pfarramtsführer

Intolerant im Namen der Toleranz

VON GERHARD RUISCH

EINES DER BÜCHER, DIE MICH in den letzten Jahren besonders beschäftigt haben, ist „Gott 9.0“ von Marion und Werner Tiki Küstenmacher und Tilman Haberer. Es versucht, die kulturellen und religiösen Entwicklungsstufen seit Beginn der Menschheit nachzuzeichnen und die wahrscheinliche weitere Entwicklung zu skizzieren. Die einzelnen Stufen, von denen ich nur auf eine näher eingehen möchte, sind durch Farben symbolisiert. Nur so viel als Andeutung: Die *blaue* Phase ist gekennzeichnet durch die Bedeutung von Hierarchien (Kaiser, Papst), von Rechtgläubigkeit und Moral und der Zugehörigkeit zur „einzig wahren

Kirche“. Die darauffolgende *orange* Stufe bringt Individualisierung, Aufklärung und die Betonung von Wissenschaft und Vernunft, für viele auch den Verlust des Gottesglaubens.

Viel Grün in unserer Kirche

Mit Tradition, Dogmen, dem überlieferten Gottesdienst, der Rolle des Bischofsamts auf der einen und mit der Betonung der individuellen Freiheit im Glauben und in der Lebensgestaltung sowie der Bedeutung der wissenschaftlichen, historisch-kritischen Bibelauslegung auf der anderen Seite spiegeln sich diese beiden Phasen, die *blaue* und die *orange*, auch in unserer Kirche.



oder Firmenchefs dürfen sich keinesfalls hinwegsetzen über die Beschlüsse ihres *grünen* Mitarbeiterteams oder der Basis.“ „*Grün* findet Gott am liebsten im Wald, heiratet am Strand unter Palmen und lässt seine Asche im Meer verstreuen.“ *Grünes* Bewusstsein vertraut auf gewaltfreien Widerstand, sieht Jesu Feindesliebe als Ideal, ist für alternativen Landbau, alternative Medizin und alternative Energien.

Der Wunsch, alle zu integrieren, prägt auch die religiösen Vorstellungen. „Das *grüne* Bewusstsein versucht, die unterschiedlichsten Wahrnehmungen Gottes gleichzeitig zu würdigen und wertzuschätzen. Das ist eine der größten Errungenschaften dieser Bewusstseinsstufe. Nach den Differenzierungen, Verurteilungen und Spaltungen, die das *blaue* Bewusstsein hervorgerufen hat, und nach den diffizilen Unterscheidungen des präzisen *orange* Geistes erlebt *Grün* die Erkenntnis als zutiefst befreiend, dass alle religiöse Erfahrung einen subjektiven Kern und damit einen eigenen Wert hat, dem ein gewisser Anspruch auf Geltung zukommt.“ „Die für *Grün* angemessene Haltung ist deshalb eine interreligiöse Offenheit.“ Alle Religionen brauchen einander, gerade in ihren Unterschieden.

„*Grün* will anstelle von Dogmen lieber die ‚Symphonie Gottes‘ hören und sehnt sich danach, eine liebevoll begleitete Anleitung für den inneren Weg zu finden.“ „Die *grüne* Gottesfrage lautet: Wie bekomme ich einen erfahrbaren, menschlichen Gott?“ Zu den Bildern vom barmherzigen, heilenden, liebenden Gott hat *Grün* besonderen Zugang; typische

spirituelle Ausdrucksformen sind Kirchentage und Taizé. Die spirituelle und religiöse Toleranz führt zu einem ständig anschwellenden Methodenpluralismus in der theologischen Bibelauslegung: „Es gibt (unter anderem) jüdische, tiefenpsychologische, sozialgeschichtliche, rezeptionsästhetische, kulturanthropologische, linguistische, existenzialistische, textpragmatische Exegese. Sind alle diese Auslegungsmethoden gleich wichtig? Widerlegen sie sich nicht teilweise?“ Auf der Gemeinde- und Gruppenebene sind Methoden der Bibelauslegung gefragt, die unmittelbare Erfahrungen mit einem Bibeltext ermöglichen, wie Bibliodrama, Bibliolog oder Bibelteilen.

Der blinde Fleck

Finden Sie sich wieder in dieser teils leicht karikierenden Charakterisierung? Ich schon, muss ich gestehen. Vieles von dem, was mir für meine Sicht auf Kirche und Gesellschaft wichtig ist, finde ich im Buch unter *Grün* beschrieben. Und ist es nicht eigentlich eine recht sympathische Beschreibung? Menschen, die liebevoll sind, gemeinschaftsorientiert, fürsorglich, gerechtigkeitsliebend und vor allem tolerant – eigentlich doch eine ziemlich großartige Spezies, nicht? Sie könnten eine wunderbare Wohlfühlgesellschaft für alle aufbauen, wenn, ja wenn es die andersgestrickten Leute nicht immer noch gäbe: diejenigen, die auf Autorität und Gehorsam pochen, diejenigen, denen Dogmen ewige Wahrheiten sind (ein treffendes Beispiel für dieses *blaue* Denken in der Kirche zitiert

Francine Schwertfeger in ihrem Beitrag), und diejenigen, denen ihr Erfolg wichtig und ihr Verstand alles ist (*orange*), so dass sie viele *grüne* Erkenntnisse als esoterische Spinnereien abtun. Da sind Konflikte vorprogrammiert.

Das ist der Punkt, an dem die *grüne* Offenheit und Toleranz an ihre Grenzen kommt. „Hier hat *Grün* seinen blinden Fleck,“ heißt es im Buch. „Das *grüne* Bewusstsein kann alle und alles tolerieren – nur nicht die Intoleranten. *Grün* will niemanden ausgrenzen, tut sich aber dennoch sehr schwer damit, dass ein Mensch mit *rotem* Schwerpunkt sein *Rot* lebt, ein *Blauer* sein *Blau*, ein *Oranger* sein *Orange*. Die Fixierung auf Gefühl und Intuition kann dazu führen, dass *Grün* auch das Vernünftige und Logische der rationalen *orange* Stufe verwirft. Statt in der Aufklärung den notwendigen geschichtlichen Fortschritt zu sehen (ohne den es *Grün* nie gegeben hätte), wird sie wegen der negativen Folgen des ungebremsten Rationalismus pauschal geächtet.“

Das ist ein Punkt, von dem ich finde, dass sich darüber nachzudenken lohnt, denn hier ist der Widerspruch zu den eigenen Prinzipien angesprochen: „Im Namen der Toleranz ist *Grün* intolerant gegenüber den Intoleranten. Im Namen der Einschließlichkeit schließt *Grün* viele aus. Integrationsbeauftragte integrieren nicht, sondern sie bestrafen die nicht Integrationswilligen – und desintegrieren damit.“

Dass die Frage der Grenzen von Toleranz ein wichtiger Punkt ist, zeigt sich schon darin, dass sie auch die anderen Autorinnen und Autoren beschäftigt, die hier im Heft zum Thema „Toleranz“ geschrieben haben. „Ihre Grenze hat diese Toleranz da, wo der Andere meine Offenheit zerschlagen will, aber nicht vorher“, schreibt Harald Klein. Jutta Respondek plädiert für annehmende Liebe, die nicht verhindert, dass man manchmal auch mit anderen streiten muss und die eigenen Überzeugungen vertreten darf. Auch Bernhard Scholten betont, dass Toleranz nicht verlangt, die Position des Anderen zu akzeptieren, wohl aber, sie ihn vertreten zu lassen und ihn als

Foto links: Bikes And Books, „Tolerance Ends“ — Road Sign, Flickr



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg



Menschen zu achten. Sie alle zeigen also sehr wohl eine gewisse Sensibilität für das Problem, dass Toleranz nicht einfach vor den Intoleranten Halt machen darf, am deutlichsten Francine Schwertfeger in ihrem Zitat von Jan Hedde: Wird „Meinung als intolerabel bekämpft, negiert sich eine Toleranz, die Toleranz erzwingen will.“ Toleranz kann keine Pause machen; sie muss manchmal auch wehtun.



Foto: Sir EDW, „Subject hates object“, Flickr

Was fehlt?

Ich gestehe, ich fühle mich ertappt. Kirchenführer, die noch immer mit Macht regieren wollen, Menschen, die die christliche Botschaft nutzen wollen, um andere zu gängeln und zu bevormunden, Theologen, die ein enges, angstmachendes Gottesbild vertreten, Politiker, die Hass gegen Menschengruppen schüren und sie zu Sündenböcken machen, Leute, die Menschen

loswerden wollen, nur weil sie anders aussehen oder denken, Herrschende, die Freiheitsrechte beschneiden, Gegner in Gefängnisse stecken, Demokratien in Diktaturen verwandeln – sie alle bringen mich in Rage. Da bin ich nicht gelassen. Gegenüber den Intoleranten bin ich intolerant. Aber wenn mir einer den Spiegel vorhält wie dieses Buch, erschrecke ich. Das kratzt an meinem Selbstbild des offenen, alle verstehenden und alle liebenden Weltbürgers. Da merke ich, ich bin noch keineswegs ausgereift, bin noch keineswegs am Ende der Entwicklung. Und kann nur hoffen, dass ich da nicht stecken bleibe.

Was ist es, das fehlt? Bestimmt nicht, dass ich alle und alles gut finden müsste. Was Leben abschnürt, muss benannt werden; für Bedrängte muss Stellung bezogen werden. Aber was fehlt, das ist, dass ich vom hohen Ross runtermuss, auf dem ich mich besser und überlegen fühle. Was fehlt, ist, dass ich die Menschen verstehe, die in meinen Augen Falsches tun oder vertreten, dass ich verstehe, was sie dazu bringt, und auch sie als Geschwister erkenne. Was fehlt, ist die Selbsterkenntnis, dass ich auch nicht vollkommen bin. Und schließlich, dass jeder Mensch seine Erkenntnis hat, die weder ganz richtig noch vollkommen falsch ist, und dass manchmal Gegensätze stehen bleiben

und zusammengedacht werden müssen.

Was fehlt, ist ein Herz, das so weit ist, dass selbst die Engen noch darin Platz haben. An Jesus sehe ich, was das heißen kann: Er lobt diejenigen nicht, die anderen das Leben schwer machen und ihnen unnötige Lasten auflegen, ganz im Gegenteil, manchmal wird er sehr deutlich. Aber an seinem Tisch konnten alle Platz nehmen, Pharisäer und Schriftgelehrte genauso wie einfache Fischer und Bäuerinnen, wie die Zöllner und stadtbekannten Sünderinnen und Sünder. Statusdenken, Rangunterschiede und Standesdünkel gab es da nicht. „Über die Menschen brauchte ihm niemand etwas zu sagen, denn er kannte das menschliche Herz bis auf den Grund“, heißt es im Johannesevangelium über ihn (2,25, Gute-Nachricht-Übersetzung). Im Zusammenhang der Bibelstelle bedeutet das: Ihm konnte keiner etwas vormachen. Aber an Jesus ist auch die positive Bedeutung dieser Aussage zu sehen: Er konnte die Menschen erkennen und verstehen, wie sie wirklich sind. Er konnte verstehen, was Menschen bewegt, hemmt, lähmt, blind macht, verstummen lässt, besetzt hält – und so wirkte seine Nähe heilsam auf sie.

Dieses tiefe Verstehen, ja, das fehlt noch. Dahin möchte ich gerne noch kommen. Eine Illusion? Hoffentlich nicht. ■

Du nimmst mich an

VON RAIMUND HEIDRICH

Gott, Du bist größer als ich,
Du nimmst mich an,
so wie ich bin.
Du hast mich geschaffen,
Dein bin ich,
ich gehöre ganz zu Dir.

Gott, Du bist größer als ich.
Du nimmst mein Leben
in Deine guten Hände.
In Dir bin ich geborgen.
Alle Wege führen zu Dir:
Du bist mein großes Ziel.

Gott, Du bist größer als ich.
Ich kann mich fallen lassen,
denn Du fängst mich auf.
Du hältst mich sicher im Arm.
Was sollte mir da geschehen?

Gott, Du bist größer als ich.
Dir vertraue ich mich ganz an.
An Dich, Gott, glaube ich.
Auf Dich setze ich meine ganze
Hoffnung.
Meine ganze Liebe gehört Dir.
Denn Du, Gott, bist größer als ich.

AMEN. ■

Hintergrundfoto: Ben Reynal, „Hug“, Flickr

Wie dem Tod begegnen

Das „Triduum“ *All Hallows' Eve*,
Allerheiligen und Allerseelen

VON SEBASTIAN WATZEK

DER NOVEMBER IST NICHT NUR VOM JAHRESverlauf her ein eher dunkler und drückender Monat. Während im September und Oktober der Herbst mit seinen bunten Blättern wunderschöne Landschaften und Bilder zaubert, ist der November eher kahl und trist. Kein Wunder, dass besonders in ihm des Todes gedacht wird (Allerheiligen, Allerseelen, Totensonntag, Volkstrauertag) und das Kirchenjahr sein Ende findet.

Allerheiligen und Allerseelen

Natürlich hat auch die Alte Kirche ihrer Verstorbenen schon immer gedacht. In der Ostkirche finden dann ab dem 4. Jahrhundert ganz offiziell am 1. Sonntag nach Pfingsten Allerheiligenfeste statt. Als der Bischof von Rom, Papst Bonifatius IV., am 13. Mai 609 oder 610 das allen antiken Göttern geweihte Heiligtum „Pantheon“ in Rom der Gottesmutter Maria und allen Märtyrern weihte, ordnete er zugleich eine damit verbundene jährliche Feier am Freitag in der Osterwoche an. Damit wollte das Christentum dieser Zeit allen Heiligen Ehre erweisen und stellten den Aspekt der spirituellen Gemeinschaft aller Getauften in den österlich geprägten Fokus.

Hundert Jahre später weihte dann Gregor III. eine Kapelle in der Basilika St. Peter allen Heiligen und bestimmte für die Stadt Rom den 1. November als Feiertag dieses Heiligentages. Ende des 8. Jahrhunderts begann man an diesem Tag das Fest vor allem auch in Frankreich zu feiern, und der Termin verbreitete sich allmählich in der gesamten Westkirche. Schließlich legte Gregor IV. im Jahr 835 Allerheiligen für die gesamte Westkirche auf den 1. November fest.

Der Cluniazensermonch und fünfte Abt von Cluny, Odilo, ergänzte 998 das Allerheiligenfest um einen weiteren Gedenktag: Allerseelen. Dieses Fest war vor allem mit dem Gedanken des Purgatoriums, des Fegefeuers verbunden. Nach dieser mittelalterlichen theologischen Vorstellung musste es einen Ort für die Verstorbenen geben, welche weder im Himmel noch in der Hölle anzutreffen sind, also die große Mehrzahl. Daher kam der Gedanke eines dritten Aufenthaltsortes auf, eines Ortes der Reue und Reinigung. Mit Messen, Gebeten und Almosen gedachte man deshalb an diesem Tag der Verstorbenen. Die im Leben nicht abgeleitete Buße der Verstorbenen wurde auf ihre Angehörigen übertragen, welche durch Allerseelenspenden die Läuterung der Seelen im Fegefeuer beschleunigen wollten. Über Jahrhunderte im Mittelalter hindurch gibt es keine Familie und keine Bruderschaft ohne den Arme-Seelen-Dienst, also der angemessenen



H A L L O W E E N .
Some merry friendly country folks
Together did convene
To burn their nuts an' pou their stocks,
An' hand their halloween.

Beerdigung und der Ablassgewinnung zugunsten der Armen Seelen im Fegefeuer.

Sambain und Halloween: Abschluss der Ernte und Jahresbeginn

Auch wenn das Allerheiligenfest ursprünglich im Frühjahr gefeiert worden ist, passt seine Verlegung auf den 1. November in unserer westlichen Hemisphäre. Denn in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November feierten die Kelten und die Iren ihr Neujahrsfest *Sambain* (ausgesprochen *sow en*), dessen wahrscheinlichste Bedeutung „Ende des Sommers“ lautet. Dahinter stand wohl der Gedanke, dass das alte Jahr mit der Ernte abgeschlossen ist und das neue Jahr, verborgen unter Erde und Schnee, in den dunklen Winternächten heranreift und im Frühjahr aus der Erde hervorbricht. Am Beginn des Winters war es traditionell Zeit, die Vorräte und Herden zu zählen. Die Rinder wurden von den Sommerweiden nach Hause gebracht und das Vieh, dessen Fleisch die Menschen den Winter über ernähren sollte, wurde ausgewählt und geschlachtet.

Auf Hügeln und Anhöhen wurden Feuer angezündet, die die Sonne symbolisierten. Die Flammen sollten vor der Macht der eisigen Winterkälte schützen und gleichzeitig reinigende Kräfte entfachen. Menschen und Tiere zogen oft durch brennende Feuer hindurch, um das Ritual der Reinigung zu vollziehen. *Sambain*-Bräuche gehören bis heute in einigen Regionen zu den liebgewonnenen Traditionen. In einigen Gegenden löschen die Menschen das Feuer im Ofen und entfachen es mit Kohlen neu, um die Verbindung zu den anderen Dorfbewohnern zu stärken.

Die Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November – *All Hallows' Eve* bzw. seine Kurzform *Halloween* oder *Hallowe'en* – hat dabei einen speziellen Charakter. Einigen Volkskundlern zufolge glaubten die Kelten fest daran, dass in dieser Nacht die Tore zwischen den Welten offenstanden und die mythologische Frau Morrigan – Große Königin oder Geisterkönigin – als weise Trägerin des Wissens dieser Welt den Übergang der Seelen in die



Sebastian Watzek ist Pfarrvikar in der Gemeinde Berlin



Bild: „Snap-Apple Night“, vom irischen Maler Daniel Maclise 1833. Das Bild wurde von einer Halloween-Feier inspiriert, die er 1832 in Blarney (Irland) besuchte. Foto: Eine ausgehöhlte Rübe aus Irland, Inspiration der „Jack O’Lantern“-Kürbisse, die in den USA auf dieser Grundlage entstanden sind. Beides von Wikimedia Commons. Foto unten rechts: Kürbisse von John Grantham und seinem Sohn.

Anderswelt und auch zurückbegleitet. Deswegen ehrte man an *Sambain* die Ahnen und deckte ihnen einen Platz am Tisch und lud sie zum Mahl mit den Lebenden ein.

Damit die Seelen der Verstorbenen vor den bösen Geistern geschützt waren, welche sich ebenfalls in dieser Nacht herumtrieben, verschreckten sie die Kelten mit wilden Kostümen und Masken sowie mit ausgehöhlten Rüben, in die ein Licht hineingestellt wurde. Dieses sollte nicht nur die bösen Geister abschrecken, sondern auch den verstorbenen Seelen den Weg in die Anderswelt weisen. Das heidnische *All Hallows’ Eve* war bis in das 19. Jahrhundert in England, Schottland und Irland lebendig und wurde dann von den Auswanderern nach Nordamerika mitgenommen. Von dort kam es dann leicht abgeändert – statt Rüben gab es nun ausgehöhlte Kürbisse mit Fratzen – in den vergangenen Jahren als *Halloween* wieder nach Europa zurück.

Die Kunst, mit Sterben, Tod, Ende und Neuanfang umzugehen

Der Winter mit seiner Kälte und Dunkelheit in unseren Breiten scheint die Zeit *par excellence* zu sein, um sich mit dem Tod auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung, oder poetischer die Begegnung des Lebens mit dem Tod, ist wichtig für uns: spirituell, psychologisch, existentiell und im wahrsten Sinn des Wortes „lebenswichtig“. Pathetisch ausgedrückt: Wer den Tod in sein Leben hineinnehmen und integrieren kann, der weiß auch sein Leben anzunehmen und wertzuschätzen, kann es genießen und unter Umständen leichter loslassen. Unter „Tod“ müssen wir deswegen auch nicht unbedingt gleich an unsere Verstorbenen denken; es kann sich auch um den Tod eines geliebten Haustieres handeln, um das Ende – den Tod – einer Beziehung, Partnerschaft, Ehe, das Ende eines Lebensabschnittes oder um den Kreislauf von Leben und Sterben in der Natur oder allgemein um Ende und Neuanfänge im Leben.

Die Menschen aller Zeiten suchten ihre Wege, der Faszination und der Angst vor dem Tod zu begegnen und ihn in ihr Leben und in den Alltag zu integrieren. Deswegen halte ich hier die Unterscheidung zwischen „christlich“ und „heidnisch“ für nicht zielführend. *Sambain*, *All Hallows’ Eve* bzw. in gewissen Abstufungen das



heute eher kommerziell gefeierte *Halloween*, Allerheiligen, Allerseelen, Totensonntag und Volkstrauertag und andere Feste wie der *Día de los muertos* (Tag der Toten) in Mexiko sind für mich existentielle und spirituelle Traditionen, wie Menschen unterschiedlichster Kulturen und Traditionen dem Tod und seinen verschiedenen Facetten begegnen. Darum spreche ich auch problemlos vom „Triduum *All Hallows’ Eve/Halloween*, Allerheiligen und Allerseelen“.

Sambain als Abschluss des alten Jahres und Neujahresbeginn lädt zu einer Rückschau auf das Vergangene und die Bitte um ein neues, gutes Jahr ein. *All Hallows’ Eve* wie auch Allerseelen beleuchten den Schrecken und die Angst vor dem Tod sowie die Verbundenheit mit den Ahnen und Verstorbenen, mit denen man an diesen Tagen besonders in Verbindung steht. Allerheiligen ist mit der Hoffnung und glaubenden Gewissheit verbunden, dass unser Leben „ewig“ ist und nicht mit dem Sterben oder Ableben auf dieser Welt endet. Der Tod, der Abschied hat viele Gesichter. Wie wir ihnen begegnen, entscheiden wir dabei selbst. *All Hallows’ Eve*, Allerheiligen, Allerseelen und Volkstrauertag sind dabei in ihrer Vielfalt und Unterschiedlichkeit eine gute Gelegenheit. ■

In Memoriam

VON JUTTA RESPONDEK

DER NOVEMBER GEHÖRT nicht gerade zu den beliebtesten Monaten. Obwohl er seine eigene, melancholische Schönheit hat, verbinden doch die meisten Menschen mit diesen Wochen zwischen Herbst und Winter eher Trübsinnigkeit und Düsternis. Das sich dem Ende zuneigende Jahr, deutlich kürzer gewordene Tage und ungemütliches Wetter mit Nebel, Regen und Stürmen, die die letzten Blätter von den Bäumen wehen und mit sich forttragen, versetzen manch einen in eine schwermütige Stimmung. Hinzu kommen die eher tristen Feier- und Gedenktage: Allerheiligen, Allerseelen, Volkstrauertag, Totensonntag.

Der November ist der Monat des Gedenkens an die Verstorbenen und damit auch des Bewusstwerdens der eigenen Vergänglichkeit. Es ist die Zeit, sich in Liebe und Dankbarkeit und mit vielleicht unverheiltem Schmerz der verstorbenen Angehörigen, Freunde und Weggefährten zu erinnern, und ebenso all der Toten, die Opfer von Kriegen und Gewalt geworden sind.

„Unseren Toten aller Kriege“ steht auf dem Mahnmal am Eingang des kleinen Friedhofs, auf dem meine Eltern begraben liegen. Auf vielen Friedhöfen und auch an anderen Orten finden sich solche Denkmäler und Erinnerungsstätten, wo an den speziellen Gedenktagen Feuer entzündet, Kränze niedergelegt und die Kriegstoten in Erinnerung gerufen und geehrt werden. Dieses bewusst angemahnte Nicht-Vergessen ist zugleich Aufruf zu unablässigem Bemühen um Frieden und Menschlichkeit.

Besonders beeindruckend ist die Kriegsgräber- und Gedenkstätte Lerchenberg bei Meersburg am Bodensee, hoch über dem See inmitten der Weinhänge gelegen und umgeben von altem Baumbestand, mit einem grandiosen Ausblick über den Bodensee bis zu den Schweizer Bergen. Ein riesiges Kreuz ragt aus einem Rosenfeld in den Himmel empor und ist weithin sichtbar. An seinem Fuße auf einem

Gedenkstein mit den Jahreszahlen der beiden Weltkriege befindet sich die Skulptur einer Dornenkrone als Symbol des Leids. Oben an der Innenseite einer Muschelkalkmauer, die ein rechteckiges Gelände mit 69 Grabplatten einfasst, sind in Form eines Frieses 70 Länder benannt, in denen im Ersten und Zweiten Weltkrieg deutsche Soldaten gefallen sind oder vermisst wurden. Die Stätte wurde also im Laufe der Zeit erweitert und ist nicht mehr wie ursprünglich nur den 69 dorthin überführten und beigesetzten Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewidmet, sondern heute auch den Toten, deren Gräber unerreichbar sind, und den Verschollenen beider Weltkriege.

Mahnmale und Gedenkstätten gegen das Vergessen sind wichtig. Ebenso die tristen und manchmal vielleicht Unbehagen bereitenden November-Gedenktage. Oder die Gedächtnisfeiern für anonym Bestattete, die z. B. in der Bonner Namen-Jesu-Kirche regelmäßig als ökumenische Gedenkgottesdienste für Unbedachte gefeiert werden. In ihnen werden die Einsamen und Vergessenen, die sang- und klanglos Entschwundenen, die von Amts wegen „Ent-sorgten“, aus ihrer Anonymität geholt, bei ihrem Namen genannt und in ihrer menschlichen Würde und Einzigartigkeit Gott anempfohlen. Jedem dieser Menschen wird ein Licht entzündet. Jeder und jede Einzelne von ihnen hat auf dieser Erde als unser Bruder oder unsere Schwester gelebt, hat gehofft, geliebt, gelitten, gelacht und geweint, so wie wir auch.

Und was ist mit all den Vielen, die auf der Flucht aus den Kriegs- und Krisengebieten dieser Erde ihr Leben verloren und tagtäglich verlieren? Wo sind die Gedenkstätten und Mahnmale für die bereits Tausenden im Mittelmeer Ertrunkenen, die an die Strände gespült werden, an denen wir Urlaub machen, oder die irgendwo am Meeresgrund vor den Toren Europas liegen? Während Politiker und Politikerinnen um Obergrenzen, Abschiebungen und Transitzentren für Asylbewerber

streiten und dabei die nächsten Wahlen im Hinterkopf haben, während der Schutz der europäischen Außengrenzen oberste Priorität geworden ist und Flüchtlingsschiffe die Landung verweigert oder gar Rettung von Schiffbrüchigen unterbunden wird, verlieren verzweifelte Menschen den Kampf ums Überleben und finden im Meer, in der Wüste oder in Elendslagern den Tod. Anonyme Menschen. Unbedachte. Verschollene. In Flüchtlingsströmen Untergegangene. Auch sie sind Opfer von Krieg und Gewalt. Auch sie zählen zu den „Toten aller Kriege“. Und auch die Fliehenden, die Zivilisten, die vor den Kriegsfolgen, vor Terror und Bedrohung, Zerstörung, Elend, Hunger und Armut in Europa Schutz suchen, sind solche Opfer. Sie alle, die für uns Namenlosen, haben Hinterbliebene, Zurückgelassene – Menschen, die Ängste um sie ausstehen und für sie hoffen oder um sie trauern, weil sie die Flucht nicht überlebt haben, anonym für uns, irgendwo in der Ferne.

Es kann gar nicht genug Dornenkrone und Mahnmale geben, um all dieser Menschen zu gedenken, die immer noch und immer wieder dem Irrsinn von Krieg, Gewalt und Ausbeutung und dem Eigennutz und Wahn von Machthabern zum Opfer fallen. Die Kreuze können gar nicht hoch genug in den Himmel ragen, um auf sie hinzuweisen, zu mahnen und aufzurütteln. Der Protest gegen jede Art von menschenverachtender Politik kann gar nicht laut und empört genug sein. Es reicht nicht, ein paar Gedenktage im Jahr zu begehen, Kränze niederzulegen und feierliche Posaunenklänge erschallen zu lassen.

Wer von „Asyltourismus“ redet, Seenotrettung verhindert und von Flüchtlingen nur noch als Masse und in Zahlen spricht, verhöhnt die Verzweifelten und missachtet die Menschlichkeit. Wer solche Politik unterstützt, ebenfalls. Ein weltweiter Aufschrei angesichts des nicht endenden Leidens muss den Verantwortlichen und uns selbst in den Ohren gellen. Ein Aufschrei, der die Feiertagsruhe stört und uns nicht nur im November der Toten gedenken, sondern immer wieder Partei ergreifen lässt für alle, die auf der Verliererseite stehen und Spielball der Mächte sind. ■



Kein Jubel, wenig Dank

Vor 100 Jahren endete der 1. Weltkrieg

VON VEIT SCHÄFER

Kirchliche Stellungnahmen zum Ende des 1. Weltkriegs

VON EINEM BALKON DES REICHSTAGSGEBÄUDES rief Philipp Scheidemann, Mitglied des SPD-Parteivorstandes, am frühen Nachmittag des 9.

November 1918 die Abdankung Kaiser Wilhelms II. und die erste deutsche Republik aus. Dabei sollen auch diese Worte gefallen sein: „Arbeiter und Soldaten! Furchtbar waren die vier Kriegsjahre. Grauenhaft waren die Opfer, die das Volk an Gut und Blut hat bringen müssen. Der unglückselige Krieg ist zu Ende; das Morden ist vorbei...“.

Selbst wenn diese Worte nicht historisch sein sollten (denn sie finden sich erst in den zehn Jahre später erschienenen Lebenserinnerungen Scheidemanns): Nach einem Krieg ohnegleichen, der ausschließlich unter „christlichen“ Nationen ausgetragen wurde und zehn Millionen Soldaten und nahezu ebenso vielen Zivilisten das Leben kostete, kommen sie einem Aufschrei der Erlösung gleich.

Erlösung – ein, wenn nicht das Hauptwort des christlichen Glaubens. Am Ende eines so unerhörten Elends, in das alle Völker Europas sich und viele darüber hinaus gestürzt hatten, wären mindestens vergleichbare Worte des Erlöstseins von den Kirchen und ihren Repräsentanten zu erhoffen gewesen. Doch allem Anschein nach war ihnen am Ende des Krieges und der Monarchie anderes dringlicher der Rede wert. Dass etwa in den Gemeinden ein *Tedeum* für die Erlösung von der Geisel des Krieges erklingen sei, ist nicht überliefert. Immerhin gab es in mehreren Diözesen zum Empfang für die heimkehrenden Soldaten „spezielle kirchliche Feiern mit Aussetzung des Allerheiligsten, *Tedeum* und Segen“. Während des Krieges wurden auf Beschluss der Katholischen Bischofskonferenz in allen Pfarrgemeinden alljährlich zu den Geburtstagen des Kaisers Hochämter mit *Tedeum* abgehalten, so auch, 1915, zur Feier der 500jährigen Herrschertätigkeit des Hauses Hohenzollern.

In unserer Alt-Katholischen Kirche trat der Freiburger Pfarrer Erwin Kreuzer als Sprachrohr auf. So beschrieb er im Volksblatt den Oktober 1918 als die „schlimmsten Stunden unseres Lebens“. Was er damit meinte, waren vermutlich die herausragenden Ereignisse jenes Monats: das Waffenstillstandsangebot der Reichsregierung an den US-Präsidenten oder die Ernennung von Prinz Max von Baden zum Reichskanzler, oder auch den Beginn der Meuterei der Matrosen der Reichsmarine am Ende des Monats.

Die Schuld am verlorenen Krieg sei der Uneinigkeit des deutschen Volkes zuzuschreiben, schrieb Kreuzer. Die sich abzeichnende neue republikanisch-demokratische Staatsform kommentierte er so: „Ich habe nie einen Hehl daraus gemacht, dass ich diese Demokratisierung für ein schweres Unglück halte, die unsere nationale Kultur schließlich vernichten wird“. Dennoch äußerte er Ende November 1918 die Gewissheit, „dass man auch im ‚Volksstaat‘ ein guter Christ sein“ könne und es gelte „am Neuen mitzuarbeiten, ehrlich und rückhaltlos“, um ein Chaos zu vermeiden (wie die weiteren historischen Aussagen zitiert nach M. Ring, Katholisch und deutsch). 1935 wurde Kreuzer von der Synode zum Bischof gewählt und blieb es bis zu seinem Tod im Jahr 1953.

Der am Ende des 1. Weltkriegs amtierende Bischof Georg Moog sprach in seinem Hirtenbrief vom Dezember 1918 den Gläubigen zwar Trost und Mut zu, thematisierte aber hauptsächlich die Ungewissheit der politischen Entwicklung, insbesondere die befürchtete Trennung von Kirche und Staat.

Max Rachel, am Kriegsende Pfarrer in Essen, konnte sich mit einem demokratischen Staatswesen durchaus anfreunden. Im Volkskalender schrieb er 1919: „Demokratie! Ist dies nicht der große Gedanke, der auch unserem Kirchenwesen, unserer kirchlichen Verfassung zugrunde liegt? Ein Volksstaat ist Deutschland im Jahr 1918 geworden: Eine Volkskirche ist unsere Kirche von Anfang an gewesen, eine Volkskirche, die im Geiste des Urchristentums jede Priesterherrschaft, jede geistliche Bevormundung der Laien beseitigt und das freie Selbstbestimmungsrecht der Gläubigen restlos durchgeführt hat...“

Eine Statistik gibt es nicht, doch dürfte die Alt-Katholische Kirche am Ende des 1. Weltkriegs um die 25.000 Mitglieder gezählt haben. Einer so kleinen Glaubensgemeinschaft wurde in den kirchengeschichtlichen Beiträgen zu dieser Zeit wenig Aufmerksamkeit beigemessen. Offenkundig unterschied sich die Haltung der alt-katholischen Christen und ihrer Geistlichen zum Krieg, zur Monarchie und deren Ende aber nicht wesentlich von der der Gläubigen in den Großkirchen.

Heinz Hürtens Untersuchung „Die Kirchen in der Novemberrevolution“ von 1984 zeigt, dass zahlreiche Verlautbarungen von Kirchenleitungen im November 1918 geprägt sind vom „Schmerz über die Niederlage, die Trauer um die verlorene Monarchie und der Abscheu über die Revolution“. Dabei habe die Katholische Kirche den politischen Umsturz als „einen Vorgang außerhalb ihrer selbst“ erlebt, die Evangelische Kirche hingegen als Zusammenbruch ihrer kirchlichen Struktur. Die gestürzten Landesherren waren jeweils



Hintergrundbild: tristangage, „christmas candle“, Flickr

als „Summus Episcopus“ Oberhaupt der Landeskirchen gewesen.

Angesichts der sich nach dem Ende der Monarchie abzeichnenden neuen politischen Ordnung riefen die Kirchenleitungen, ungeachtet ihrer kaum verhohlenen Sympathie für die Monarchie, durchweg zu Besonnenheit und Ruhe auf, zu Gottvertrauen und Gebet, aber auch zur Pflichterfüllung. „Harre jeder aus an seinem Platz und erfülle seine Pflicht, sei es in der Gemeinde, sei es im Staat“, so laut Hürten beispielsweise Thomas Nörber, Erzbischof von Freiburg, am 11. November 1918.

„Nicht zweckdienlich“ erschien es dem Augsburger bischöflichen Ordinariat, „Rückschau zu halten oder das neu Gewordene mit der Sonde der Kritik zu prüfen“. Diese „betonte Indifferenz ... gegenüber der alten wie der neuen Ordnung“ scheint durchgängig die Haltung der Kirchenleitungen gewesen zu sein.

Hintergrundbild: Richard, „Odeon, Alderney, Channel Islands“, Flickr

Foto: Bischof Georg Moog, 4. deutscher alt-katholischer Bischof (1913-1934)



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Foto von Wikimedia Commons, bearbeitet durch John Grantham



Wir feiern heut ein Fest,
weil Gott uns alle liebt.

Allerheiligen

VON JUTTA RESPONDEK

ein Fest
ein Freudenfest
weil Gott uns liebt

ein Fest aller die zu Gott gehören
ein Fest seiner Freunde allzugleich
vollendet hoch im Himmelreich
und seiner Freunde unterwegs auf Erden
ein Fest aller beim Namen Gerufenen
in Gottes Hand Geschriebenen
ein Namenstagsfest
der himmlischen und der irdischen Kinder Gottes

wir feiern ein Fest
am Tag Allerheiligen
und kommen hier zusammen
weil Gott uns liebt
wir feiern und freuen uns
weil wir
nicht Namenlose im Getriebe der Welt
sondern in die Schar seiner Heiligen gerufen sind

Was ist es...

VON JUTTA RESPONDEK

was uns antreibt und nicht zur Ruhe kommen lässt
was uns erfüllt und begeistert
was uns singen und tanzen lässt
was uns still werden und staunen lässt
was uns mit Freude und Dankbarkeit erfüllt
was uns vertrauen und den Mut nicht verlieren lässt
was uns aufstehen lässt aus den Abgründen des Lebens
was uns hoffen lässt wider die Angst
was uns und leiden und mit-leiden lässt
was uns aufschreien lässt gegen Ungerechtigkeit
was uns Trägheit überwinden und handeln lässt
was uns nach dem *Mehr als alles* streben lässt
was unser Herz mit Ahnen und Sehnen erfüllt

was ist es
was uns nicht aufhören lässt zu fragen und zu suchen
nach dem ungreifbaren ICH - BIN - DA
ist es
das *Heilige* in uns dem wir entstammen
ist es der Atem der Ewigkeit
der uns durchströmt und lebendig hält...?



Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.
R. M. Rilke, Herbst

Getragen

VON JUTTA RESPONDEK

Getragen

Sacht wie die Blätter
fallen wir
falle ich
fällst du
der Erde zu
von der wir genommen sind
von Jahr zu Jahr
von Tag zu Tag
von Stunde zu Stunde
unaufhaltsam
unmerklich
unwissend
unbeschwert
bis wir es ahnen
bis wir es spüren
bestürzt
widerstrebend
voller Aufbegehren
gegen unser Geschick

als wüssten wir nicht
– oder wissen wir es nicht? –
dass der, der Tag und Jahr geschenkt
der uns liebend erwartet von Anbeginn
unser Ihm-Entgegen-Fallen
zu jeder unserer Lebensstunde
unendlich sanft in Seinen Händen hält
uns mit Flügeln beschirmt
uns auf Händen trägt
Hände
die Seine Engel uns entgegenstrecken
bis wir ganz und gar
eingebettet sind
in Ihm ■

Hintergrundfoto: Benjamin Lehman, „Falling Leaf“, Flickr



Koblenz

Gemeindeausflug nach Ravengiersburg

DER DIESJÄHRIGE GEMEINDEAUSFLUG FÜHRTE die Koblenzer Gemeinde an den Rand ihres großen Gemeindegebietes in den Hunsrück. Zunächst feierten die Teilnehmenden die Eucharistie in der evangelischen Kirche in Ohlweiler bei Simmern. Der Gottesdienst stand unter dem Leitwort „syn-odos — gemeinsam auf dem Weg“. Da es, bedingt durch eine Baustelle, noch kurz vor dem Ziel Orientierungsprobleme gab, stellte Pfarrer Ralf Staymann das Wort „Umwege erhöhen die Ortskenntnis“ spontan in den Mittelpunkt seiner Predigt. Nach dem Mittagessen am Simmersee steuerte die Gruppe den sogenannten Hunsrückdom an. Das ehemalige Augustinerchorherrenkloster in Ravengiersburg beeindruckte alle sehr. Andreas d' Orfey, der vor Ort als Künstler lebt und zur Gemeinde gehört, führte fachkundig und kurzweilig durch den St.-Christophorus-Dom. Zum Abschluss fand man sich bei Kaffee und Kuchen im ehemaligen Refektorium des Klosters zusammen. Ein rundum gelungener Tag mit vielen guten Begegnungen an eindrucklichen Orten. ■



Nürnberg

Sternfahrt nach Hereford

GROSSES INTERESSE FAND IN DER GEMEINDE Nürnberg die anglikanische Partnergemeinde im Westen Englands: Teils auf direktem Weg, meist verbunden mit dem Sommerurlaub in verschiedenen Ecken Großbritanniens, traf sich eine große Delegation aus Nürnberg wie bei einer Sternfahrt aus allen Himmelsrichtungen im Pfarrhaus der anglo-katholischen Pfarrei *All Saints* in Hereford. In dem sehr gut organisierten Programm besuchten die Nürnberger die Augustinerabtei Llanthony in Wales und die Kathedrale in Coventry mit ihrer Versöhnungsarbeit. Höhepunkt war ein festlicher Abend im gemeindeeigenen Café im hinteren Teil der Kirche und der gemeinsame Sonntagsgottesdienst in *All Saints* mit Pfarrer Rob North (re.) und Pfarrerin Ruth Hulse. ■

Die Notfalldose

GISBERT GIEFER, „ALT-KATHOLISCHER SAMARITER der Thomaspfarrei Düsseldorf“, gibt einen wertvollen Tipp weiter, den er im Feuerwehrmagazin gefunden hat: In Notfällen kann es ein großes Problem sein, wenn die wichtigen Informationen wie über Allergien, den behandelnden Hausarzt oder Kontaktpersonen, die zu benachrichtigen sind, erst überall in der Wohnung zusammengesucht werden müssen. Deshalb ist es sinnvoll, alle Infos an einem Ort bereitzuhalten. Die Zeitschrift bietet dafür eine robuste, auffällig bedruckte Dose an, die über shop.feuerwehrmagazin.de für 3,99 Euro bestellt werden kann. Sie soll am Besten in der Tür des Kühlschranks aufbewahrt werden, worauf ein Aufkleber außen auf der Tür die Helfenden aufmerksam macht. Herr Giefer schlägt vor, dass Gemeinden und Freundeskreise Sammelbestellungen aufgeben. ■



Gottsuche statt Kirchenrechts-Diskussion

61. Ordentliche Synode des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland

VON WALTER JUNGBAUER

MIT EINEM FESTLICHEN GOTTESDIENST GING am 7. Oktober die 61. Ordentliche Synode des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland zu Ende. Rund 120 Synodale und zahlreiche Gäste waren für diese Kirchenversammlung nach Mainz gekommen. Aber auch online konnten Interessierte die Synode auf einer Twitterwall unter aksynode.de nahezu live verfolgen: Mit über 1.200 Tweets übertraf die diesjährige Synode deutlich die Synode von 2016, bei der rund 700 Tweets gezählt werden konnten.

Auseinandersetzung mit dem Thema „Frieden“

Generalvikar **Jürgen Wenge** griff beim Abschluss-Gottesdienst der Synode in einer packenden Predigt das Leitthema „Frieden“ auf, unter dem vor allem der vierte Tag der Synode gestanden hatte. Bezugnehmend auf den Bibeltext Lukas 6,27-38 sagte er:

Als Christinnen und Christen halten wir daran fest: Der Gott der Bibel ist ein Gott des Heils. Er ist ein Gott des Friedens. Er will, dass seine Geschöpfe Frieden schaffen in dieser Welt. [...] Christinnen und Christen sind daher echte Rebellen, Nonkonformisten, die sich in ihren Ansichten von der Masse und dem Mainstream abheben. Hängt die Rote Fahne an die Kirchen des Bistums! Oder auch eine blaue mit unserem Logo drauf. Wir sind Rebellen! Denn wir rebellieren biblisch begründet gegen den Satz: ‚Mit Güte kommt man gegen das Böse nicht an‘. Wir rebellieren dagegen, dass Menschen Menschen sinnlos töten, ausnutzen und missbrauchen. Und wir halten an der unzerstörbaren Hoffnung fest, dass der Gott des Lebens uns ganz andere Wege führen will.

Das Leitthema und die damit zusammenhängende Auseinandersetzung am Thementag entsprachen dabei einem Grundanliegen der Synode. Denn während des Synodenverlaufs war immer wieder eine große Einmütigkeit unter den Synodalen zu spüren, sich auf inhaltliche Arbeit konzentrieren zu wollen, anstatt sich vorrangig mit Fragen des Kirchenrechts auseinanderzusetzen.

Eröffnet wurde der thematische Tag mit einem beeindruckenden Impulsreferat von **Jürgen Grässlin** von der „Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel“, der das Bistum 2016 beigetreten ist. Darin führte Grässlin den Synodalen u. a. deutlich vor Augen: „Wer Waffen exportiert, wird Flüchtlinge ernten“ – und Deutschland sei nun mal unter den TOP 6 der Waffenausporteure. Zudem machte er deutlich, dass viele Waffen aus deutscher Produktion an Länder geliefert würden, in denen Christinnen und Christen auf Grund ihrer Religion unter staatlichen Repressionen und Verfolgung zu leiden hätten.

Bei dem Thementag ging es am Nachmittag dann in sechs verschiedenen Workshops vor allem auch um die Frage, wie sich die Friedensarbeit konkret in den Gemeinden vor Ort realisieren kann und welche Arbeitsmittel dafür bereits zur Verfügung stehen. Vorgeschlagen wurde u. a.:

- den jährlichen **Aktionstag der „Aktion Aufschrei“** am 26. Februar für Friedensaktionen zu nutzen, die eigenen Bundes- und Landtagsabgeordneten auf ihre Haltung zu Waffenexporten anzufragen und das Thema in den Gemeinden zu diskutieren;
- die **Ökumenische FriedensDekade** in der Friedensarbeit der Gemeinden des Bistums zu etablieren und den Zeitraum der FriedensDekade auch im liturgischen Kalender zu vermerken;
- über die Geldanlagen von Gemeinden und Bistum nachzudenken und zu überprüfen, welchen **Ethikrichtlinien** die entsprechenden Geldinstitute folgen,



Walter Jungbauer ist Pfarrer der Alt-Katholischen Gemeinde Hamburg



sowie beim Einkauf als Gemeinde und als Privatperson auf fair gehandelte Produkte zu achten;
→ in den Gemeinden und im Bistum an der eigenen **Streitkultur** zu arbeiten.

Die Synode ist der Souverän ihrer selbst

Als Antwort auf den Wunsch, dass die Synode sich künftig intensiver mit inhaltlichen Themen beschäftigt, machte **Reiner Knudsen**, der bisherige stellvertretende Vorsitzende der Synodalvertretung, deutlich, dass die Synode selbst der Souverän über die Themen ist: „Warum werden vor allem Anträge zum Thema Recht gestellt? Wenn aus Gemeinden nichts anderes kommt, beschäftigt sich die Synode mit nichts anderem“, so Knudsen in einem Statement. Und Synodalanwalt **Lars Colberg** erinnerte in diesem Zusammenhang daran, dass Gemeinden durchaus die Möglichkeit haben, die durch Änderungsanträge teilweise sehr komplex werdenden kirchenrechtlichen Diskussionen auf den Synoden ganz einfach dadurch zu reduzieren, indem Anträge in einer so gut vorbereiteten und durchdachten Form eingebracht werden, dass diese dann auch beschlussfähig sind. Das bedeute natürlich intensive Vorbereitung und Diskussion entsprechender Anträge in den Kirchenvorständen und Gemeindeversammlungen. Das sei sowohl ein Privileg als auch eine bedeutende Verantwortung, welche hier übernommen werden müsse, denn man nehme mit jedem Antrag die gesamte Synode in Anspruch, die der Gesetzgeber in unserem Bistum sei.

Bischof Ring regte in diesem Kontext auf der Synode an, beginnend mit 2020 für einen Zeitraum von fünf Jahren in der gesamten Kirche jeweils inhaltlich an einem Thema zu arbeiten. Im Jahr 2020 beginne auf Grund des 150 Jahre zurückliegenden Ersten Vatikanischen Konzils (1870) und der damit zusammenhängenden Entstehung der Alt-Katholischen Kirche ein Jubiläumszyklus, den wir



Jürgen Grässlin von „Aktion Aufschrei“ bei seiner Impulsrede. Foto: John Grantham

entsprechend nutzen und „nach vorne gerichtet“ feiern könnten.

Für das Jahr 2020 schlug Bischof Ring dabei das Thema „Kirche & Politik“ vor, da die Frage nach politischer Positionierung der Alt-Katholischen Kirche ein Thema sei, welches zu unterschiedlichen Fragen immer wieder an ihn herangetragen werde. Schon in seiner Predigt beim Eröffnungsgottesdienst war Bischof Ring vor dem Hintergrund des vorgesehenen Thementages „Frieden“ insbesondere auf die Fragestellung eingegangen, wie und ob sich die Alt-Katholische Kirche als kleine und zugleich von Meinungsvielfalt geprägte Gemeinschaft überhaupt gesellschaftspolitisch positionieren kann. Die Alt-Katholische Kirche befinde sich in der Spannung, einerseits niemanden mit seiner Meinung ausgrenzen

zu wollen, andererseits aber vor dem Hintergrund des Glaubens und der Schrift manchmal auch deutlich Stellung beziehen zu müssen, z. B. zum immer stärker werdenden Rechtspopulismus in Deutschland.

Die Alt-Katholische Kirche auf Gottsuche

Ein besonderes Anliegen, welches auf der Synode deutlich wurde, war zudem der große Wunsch, sich intensiv mit der Frage auseinanderzusetzen, was die Alt-Katholische Kirche ausmacht – und zwar nicht in Abgrenzung zu anderen Konfessionen, sondern im Blick auf ihren eigenen Glauben und ihr Selbstverständnis. In diesem Zusammenhang wurde unter dem Arbeitstitel „Gottsuche“ auch der Prozess für die Entwicklung eines Glaubensbuches angeschoben, mit dessen Hilfe Menschen einen leicht verständlichen Zugang zum christlichen Glauben aus alt-katholischer Sicht erhalten sollen.

Damit griff die Synode gleichzeitig einen Impuls auf, den Bischof Ring in seinem Bischofsbericht gegeben hatte. Er hatte darin die Notwendigkeit deutlich gemacht, die eigene Öffentlichkeitsarbeit inhaltlich vor dem Hintergrund des eigenen missionarischen Konzepts zu überdenken. Es sei überfällig, von einer vergleichenden Öffentlichkeitsarbeit, die sich vor allem an der Römisch-Katholischen Kirche abarbeite, Abstand zu nehmen. Stattdessen müssten alle dringend gemeinsam darüber nachdenken, was es heißen könnte, eine missionarische Alt-Katholische Kirche zu sein. Auf dieser Basis sollte dann auch die Öffentlichkeitsarbeit der Alt-Katholischen Kirche neu aufgestellt werden.

Leitlinien zur Prävention gegen sexuelle Gewalt verabschiedet

Ein wichtiger Punkt war am letzten Sitzungstag die Annahme von Leitlinien zur Prävention gegen sexuelle Gewalt durch die Synode. Der Diskussionsprozess für solche Leitlinien war bereits vor sechs Jahren von der Synode im Jahr 2012 angestoßen worden.

Die nun verabschiedeten Leitlinien sollen dazu beitragen, eine Kultur der Achtsamkeit und des Hinschauens zu fördern, um sexualisierte Übergriffe zu verhindern. Bischof Ring machte dabei in der Debatte deutlich: „Die Leitlinien an und für sich sind natürlich erst ein Anfang. Jetzt muss die Umsetzungsarbeit beginnen. Das muss ein erster Schwerpunkt der Arbeit der neuen Synodalvertretung sein.“ Und auf die Frage einer Synodalen, wie wir denn gegenüber Behörden gegebenenfalls mit den Personalakten umgehen würden, entgegnete Bischof Ring, dass es für die Alt-Katholische Kirche gar kein Problem darstelle, den entsprechenden Institutionen gegenüber die benötigten Unterlagen offenzulegen.

In der vorliegenden Richtlinie wird darauf hingewiesen, dass auch zukünftig bei Spielen oder wenn Trost



Bischof Dr. Matthias Ring beim Eröffnungsgottesdienst in St. Quentin, Mainz. Foto: Walter Jungbauer

gespendet werden soll ein unverkrampfter Kontakt zu Kindern und Jugendlichen möglich sein muss. Das sei Teil professioneller seelsorgerischer und pädagogischer Arbeit. Grundsätzlich müsse aber immer gelten: Die Nähe dient in einer professionellen Beziehung nicht der Seelsorgerin oder dem Seelsorger, sondern immer alleine deren Gegenüber.

Mit Hilfe der Leitlinien wird der Rahmen für eine Risikoanalyse vorgegeben, mit deren Hilfe Präventionsmaßnahmen zur Vermeidung von Fällen sexualisierter Gewalt entwickelt werden. Auf dieser Basis sollen dann Schutzkonzepte entwickelt werden, die gegebenenfalls auch die eigene kirchliche Organisation verändern können. In regelmäßigen Zeitabständen werden dann die ergriffenen Maßnahmen und deren Wirkung überprüft.

Daneben soll eine positive innerkirchliche Beschwerdekultur entwickelt und ein systematisches Beschwerdeverfahren etabliert werden. Neben dem innerkirchlichen Beschwerdeverfahren soll es parallel externe und



Abschlussgottesdienst in St. Quentin, Mainz. Foto: Walter Jungbauer



Die alte und neue Synodalvertretung zusammen. V.l.n.r.: Lars Colberg, Reinhard Potts, Ulf-Martin Schmidt, Thomas Schüppen, Jürgen Wenge, Anneliese Harrer, Beate Wächter, Bischof Matthias Ring, Reiner Knudsen, Thomas Wystrach und Joachim Debes. Foto: Walter Jungbauer



unabhängige Ansprechpersonen mit ausreichender Distanz zur Alt-Katholischen Kirche geben, an die sich Betroffene wenden können. Bei Bedarf soll es zu dem konkreten Fall angemessenen Interventionsmaßnahmen gegen die Person kommen, die sich der Grenzverletzung schuldig gemacht hat, wenn nötig einschließlich der Einschaltung von Strafverfolgungsbehörden.

Thema Ehe, Partnerschaftssegnung, Sakrament

Ein wichtiges Thema, welches vor allem die Synode im Jahr 2016 beschäftigt hatte, wurde ebenfalls angeschnitten: Ehe, Partnerschaftssegnung und Sakrament. Bischof Ring berichtete hier von der Internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz, die sich wenige Tage vor der Synode in Wien getroffen hatte. Man habe unter den Bischöfen nun vereinbart, in den Kirchen der Utrechter Union einen Konsultationsprozess anzustoßen. Bis Mitte 2020 soll in allen alt-katholischen Kirchen eine Positionierung zu dem Thema erreicht werden.

Die Synode 2020 wird sich dann mit diesen Positionierungen und den daraus möglicherweise folgenden Konsequenzen auseinandersetzen. Bischof Ring zeigte sich hier allerdings sehr optimistisch: „In unserer Kirche muss sich heute niemand mehr verstecken. Wir können homosexuelle Pfarrerinnen und Pfarrer in Gemeinden schicken, ohne dass dies große Probleme bereitet. Das hätte ich vor noch nicht so vielen Jahren nicht gedacht.“

Finanzethik

Mit dem Thema Finanzethik befasste sich ein anderer der Synode vorliegender Antrag. Die Rechtskommission des Bistums wurde durch die Annahme (nach einer Änderung) eines entsprechenden Antrags damit beauftragt, einen Entwurf für verbindliche Ethikrichtlinien zu finanziellen Ausgaben und Investitionen des Bistums und

der Gemeinden zu entwickeln und der nächsten Bistumsynode 2020 zur Entscheidung vorzulegen.

Mit solchen Ethikrichtlinien soll verhindert werden, dass mit kirchlichen Mitteln unchristliche Aktivitäten wie Waffenhandel u. ä. unterstützt werden; dies sei eine der Konsequenzen aus dem Beitritt des Bistums zur „Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel“.

Neue Synodalvertretung

Auf der Tagesordnung der Synoden standen auch noch turnusgemäße Neuwahlen für die kirchenleitende Synodalvertretung, die Finanz- und die Rechtskommission sowie für weitere Gremien der Alt-Katholischen Kirche.

Aus ganz unterschiedlichen Regionen des Bistums hatten sich insgesamt drei Frauen und sieben Männer zur Wahl in die Synodalvertretung gestellt. Neu in der Kirchenleitung sind jetzt **Beate Wächter** aus der Gemeinde Freiburg, **Joachim Debes** aus der Gemeinde Dresden und Dekan **Ulf-Martin Schmidt** aus der Gemeinde Berlin. Im Amt bestätigt wurden **Anneliese Harrer** von der Gemeinde München, **Lars Colberg** von der Gemeinde Münster und Pfarrer **Thomas Schüppen** aus der Gemeinde Bonn.

Bischof Ring dankte herzlich dem bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden Reiner Knudsen und Pfarrer **Reinhard Potts**, die sich nicht mehr zur Wahl stellten, sowie **Thomas Wystrach**, welcher der Synodalvertretung ebenfalls nicht mehr angehört, für ihre langjährige engagierte Mitarbeit in der Synodalvertretung.

Als Ersatzpersonen für die Synodalvertretung wurden **Jürgen Schomburg**, **Thomas Wystrach**, Pfarrer **Markus Laibach** und Priester i. E. **Olaf Sion** gewählt. Ersatzpersonen rücken nach, wenn ein Mitglied der Synodalvertretung während der regulären Amtszeit ausscheidet. ■

Kirche kein Selbstzweck

In seiner für eine Amtseinführung bemerkenswerten Predigt zu Markus 9,38-40 thematisierte Bischof Matthias die eigentümliche Spannung von kirchlichem Amt, zu dem Menschen unter Anrufung des Geistes Gottes berufen werden, und dem freien Wirken desselben göttlichen Geistes, der Menschen ungeachtet jeder amtlichen Vollmacht ergreifen kann.

„Kirche ist kein Selbstzweck“, betonte Bischof Matthias. „Berechtigung hat sie nur, wenn sie zum Heil der Menschen wirkt.“ In diesem Sinne nannte er den neuen Pfarrer Markus Laibach und den neuen Gemeindesaal „Heilsinstrumente“. Markus Laibach werde das durch die Feier der Gottesdienste, die Ermunterung zum Glauben, aber auch durch „Banalitäten“ von der Verwaltung bis hin zu Hausmeisterdiensten. Auch der Saal sei kein Selbstzweck, sondern solle Ort sein für Gemeinschaft im Denken, Handeln und Feiern und für den Austausch über den Glauben. So trage er zum Leben der Menschen in der Stadt bei. An dieser Stelle sprach der Bischof dem Kirchenvorstand herzlichen Dank aus für dessen jahrelangen, bisweilen mühevollen Einsatz für die Verwirklichung des Bauprojekts.

Endlich wieder ein ordentlicher Pfarrer!

Besonderes Erntedankfest in Karlsruhe und Landau
VON VEIT SCHÄFER

DIE KARLSRUHER GEMEINDE CHRISTI AUFERSTEHUNG und die Landauer Gemeinde St. Katharina feierten die Amtseinführung von Markus Laibach und zugleich die Einweihung des neuen Gemeindesaals in Karlsruhe.

Zahlreiche Gemeindemitglieder beider Gemeinden, Vertreter verschiedener christlicher Gemeinden in Karlsruhe und alt-katholischer Nachbargemeinden nahmen am 29. September an der von Bischof Dr. Matthias Ring geleiteten Eucharistiefeier teil, in deren Rahmen er Markus Laibach offiziell in sein Amt als Pfarrer beider Gemeinden einführte. Anschließend weihte er den neuen Gemeindesaal der Gemeinde ein, dessen Bau nach jahrelangen Planungen nun vollendet wurde.

Mit Blick auf die kleine Alt-Katholische Kirche schloss die bischöfliche Predigt mit einem bescheidenen Vergleich: „Im Werkzeugschrank Gottes sind wir ein kleiner Schraubenzieher und nicht der große Vorschlaghammer“, wobei der heilsame Nutzen des ersteren nicht zu unterschätzen sei.

Nach einem Segensgebet führte der Bischof Markus Laibach an die symbolischen Wirkungsstätten seines priesterlichen Dienstes in der Kirche: an das Lese-pult, an das Taufbecken und an den Altar.

Der neue Gemeindesaal – ein Ort für Gemeinde, Kirche und Ökumene

Im Anschluss an die Eucharistiefeier zog die gesamte Gottesdienstgemeinde in den neuen Gemeindesaal. In einem kurzen Weiheakt mit gemeinsamem Vaterunser widmete der Bischof den Gemeindesaal seiner Bestimmung für die Gemeinden und darüber hinaus für das Dekanat und die Alt-Katholische Kirche und für alle, die ihn künftig nutzen werden.

Eine Reihe von Reden würdigten das nach langen Planungen und Verhandlungen entstandene Bauwerk. Professor Rainer Bolle, der Vorsitzende des Kirchenvorstandes, ließ die Entstehungsgeschichte des Saales Revue passieren von den ersten, noch in der Amtszeit von Pfarrer Reinhold Lampe entwickelten Idee und deren Veränderungen bis zur Vollendung nach zwei Jahren Bauzeit. Viktoria Liehmann dankte allen an dem großen Werk Beteiligten. Frau Leisinger vom Architekturbüro Baumann & Dürr beglückwünschte die Gemeinde zu dem neuen Saal. Peter Schmid vom Kirchenvorstand der Gemeinde Landau übermittelte die Freude der pfälzischen Schwestergemeinde an dem Gemeindesaal, aber mehr noch über die Person des neuen gemeinsamen Pfarrers.

Superintendent Christian Bereuther von der Evangelisch-lutherischen Kirche überbrachte die Segenswünsche der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Karlsruhes (ACK). Für die benachbarte evangelische Christus-Gemeinde gratulierte der Kirchenälteste Götz Christian Krall, während die Pfarrerin der Gemeinde Susanne Labsch die Glückwünsche der Arbeitsgemeinschaft der christlichen Kirchen am „Mühlburger Tor“ überbrachte. Dekan Bernd Panizzi drückte seine Freude darüber aus, dass nun das ganze alt-katholische Dekanat von dem neuen Saal profitieren könne. ■

Augsburg

Exerzitien

VON KERSTIN KNÖLLER

ZU BEGINN DIESES JAHRES FIEL MIR IN UNSERER Augsburger Gemeinde ein Flyer ins Auge, der mein Interesse weckte: ein Angebot für viertägige Kurzexerzitien im März mit dem Titel „All you need is love – love is all you need!“ Als Ort war Schloss Wohlgemutshaus bei Innsbruck in Österreich angegeben; es wird als „geistliches Zentrum“ von den österreichischen



Nach den zahlreichen Monologen entspannen sich bei Kaffee und Kuchen, Fingerfood und allerlei Getränken überall im Saal lebhafte Gespräche und bildeten auf ihre Weise eine angemessene Einweihung des Bauwerks. ■

Don-Bosco-Schwester geführt und ist, wie ich später feststellte, ein wunderbarer Ort.

In den folgenden Tagen ließ mich das Thema „Exerzitien“ nicht mehr los. Die Überlegung, ob ich mich auf diese Form der Auszeit einlassen sollte, mündete schließlich in meine Anmeldung ein, ein aus meiner Sicht durchaus mutiger Schritt.

Mit zwei Kursteilnehmern und dem Exerzitienleiter Matthias Schuster waren wir eine kleine Gruppe, die intensive Tage miteinander verbrachte. Das Tagesprogramm setzte sich aus festen, sich wiederholenden Elementen zusammen wie Morgengebet, Impuls und Stille Zeit, Leibübungen, Anregung zum persönlichen Beten und

Kerstin Knöllner
ist Mitglied
der Gemeinde
Augsburg



Nachdenken, Einladung zum Einzelgespräch sowie dem Austausch in der Gruppe.

Gerade in diesem Moment sitzen Max und ich, die zwei Teilnehmer, zusammen und überlegen miteinander, welche Spuren die Kurzexerzitien bei uns in unserem Alltag hinterlassen haben. Wir sind beide erstaunt darüber, wieviel diese vermeintlich „kurzen“ Exerzitien bei uns in Bewegung gebracht haben und wie sie positiv nachwirken: Die Zeiten der Stille und Einkehr sowie die täglichen Impulse zur Achtsamkeit für sich selbst, für die Welt um einen herum, für Gott brachten uns sehr zum Nachdenken und einen neuen Blick auf das, was uns in unserem Leben passiert bzw. passiert ist.

Matthias Schuster schaffte es in unseren Einzelgesprächen, in besonderer Weise auf unser jeweiliges Thema einzugehen, welches jeder von uns „in seinem Gepäck“ mitgebracht hatte. Dadurch wurde ein Prozess angestoßen, in dem uns vieles klarer und nachvollziehbarer wurde, gleichzeitig eröffnete sich auch eine neue Kraft für die nächsten Schritte in unsere Zukunft. Ich bin ihm sehr dankbar für seine kompetente und einfühlsame Leitung der Exerzitien.



Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau

Landau

„Entdecken, was verbindet“

Naturgottesdienst im Modenbacher Tal

VON BERNHARD SCHOLTEN

DEN BEGINN EINER TRADITION NANNT Florian Bosch in seiner Eröffnung den Gottesdienst der Landauer Gemeinde im Modenbachtal am zweiten Sonntag im September. Das Modenbachtal liegt idyllisch westlich von Edenkoben in den Pfälzer Bergen und wird vom Modenbach gestaltet. Direkt an den Ufern dieses kleinen Baches liegt das Freizeitgelände des Vereins zur Bewegungsförderung – Psychomotorik e. V., der auch gegen Miete ein Büro der Landauer Gemeinde für seine Arbeit nutzt.

Zum dritten Mal hatte die Landauer Gemeinde auch ihre Karlsruher Geschwistergemeinde zu diesem Gottesdienst mit anschließendem gemeinsamem Essen eingeladen. Gegen acht Uhr, die letzten Nebelschwaden zogen über die Bergspitzen davon, begannen die ersten Aktiven die Wiese vorzubereiten, die zuvor am Freitag von Vereinsmitgliedern frisch gemäht worden war. Als die ersten Gottesdienstbesucher gegen halb zehn eintrafen, lagen die Getränke im kühlen Bachwasser, Tische und Bänke waren

gestellt und ein Campingtisch mit Tischdecke, Blumen und Kerzen zu einem Altar verwandelt.

Das Evangelium berichtete von der Heilung eines taubstummen Menschen, dem Jesus nach der Heilung verbot, darüber zu sprechen; doch er konnte sein Glück nicht verbergen und berichtete allen, die es hören wollten, von diesem Wunder. In kleinen Gruppen besprachen sich die Teilnehmenden, wie denn diese Geschichte zu deuten sei und wann sie selbst, taub für die Geschehnisse in der Welt, auf einmal sich öffneten und hören konnten. Dabei flossen auch die Erfahrungen mit einem von rechten Kräften organisierten Trauermarsch durch die Landauer Innenstadt ein; diese hatten ihn wegen eines Urteils gegen einen jungen Afghanen organisiert, das sie zu mild fanden – er hatte im Dezember 2017 seine ehemalige Freundin Mia mit mehreren Messerstichen getötet. Den rund 50 Menschen, die den gewaltsamen Tod eines Mädchens für ihre Ideologie instrumentalisierten wollten, stellten sich mehr als 1000 Demonstranten entgegen. Nochmals 300 Menschen fanden sich in der Stiftskirche zum von der ACK initiierten Friedensgebet ein.

Hören und sprechen, sich einsetzen für Frieden, Gerechtigkeit und für die Bewahrung der Schöpfung wurde von den Beteiligten gerade auch in der scheinbar idyllischen Landschaft als notwendig eingefordert. Beten gibt dabei Kraft und Stärke für die Bewältigung dieser Arbeit. Essen und Trinken auch. So klang der Tag mit einem großen Essensbuffet aus.



Fotos: Peter Feenstra

„Vision einer Kirche, die sich einmischt“

32. Internationaler Altkatholik*innen-Kongress in Wien

VON OLAF WELLING

MIT DER UNTERZEILE „CHRIST*INNEN IM Dialog für eine offene Gesellschaft“ stellte sich der Altkatholik*innen-Kongress einer drängenden Frage unserer Zeit. Schon die Auftaktveranstaltung war ein politisches Zeichen: Vor über 500 Menschen fand vor dem Mahnmahl für die österreichischen jüdischen Opfer der Shoah eine Veranstaltung statt, die an den Anschluss Österreichs an NS-Deutschland erinnerte und um Vergebung für die „Haltung des Wegschauens“ während der Diktatur bat. Bischof Heinz Lederleitner leitete diese Passage gleichwohl mit den Worten ein: „Es ist uns bewusst: Jede Bitte um Vergebung den Opfern gegenüber ist angesichts der maßlosen Verbrechen den Opfern gegenüber vermessen.“

Die folgenden Veranstaltungen sollten einen Anstoß geben, sich unmissverständlich gegen jede Form von Fremdenhass, Diskriminierung und Stigmatisierung zu positionieren. In einem Grundsatz-Statement für das Kongress-Team formulierte es der österreichische Generalvikar



Olaf Welling ist Vorsitzender des Kirchenvorstands der Gemeinde Hamburg

Martin Eisenbraun: „Wir haben die Vision einer Kirche, die sich einmischt in gesellschaftliche Prozesse, weil sie sich nicht über den Dingen stehend sieht, sondern als Teil der Gesellschaft.“

Ein Höhepunkt war eine hochkarätig interreligiös besetzte Podiumsdiskussion, bei der sowohl die Referenten wie das Publikum, das Fragen stellte, bei aller spürbaren gegenseitigen Wertschätzung auch widerstrebende Positionen und kritische Punkte offen ansprachen.

Insgesamt kamen 350 angemeldete Teilnehmer*innen aus 16 Ländern zum Kongress, der mit dem Festgottesdienst der Utrechter Union am Samstagnachmittag offiziell zu Ende ging.



Ramas Flucht

für Sie gelesen

Bilderbuch von Margriet Ruurs und Nizar Ali Badr. Aus dem Englischen von Ulli und Herbert Günther, Gerstenberg Verlag Hildesheim 2017, ISBN 978-3-383-69-5973-5
REZENSION VON VEIT SCHÄFER

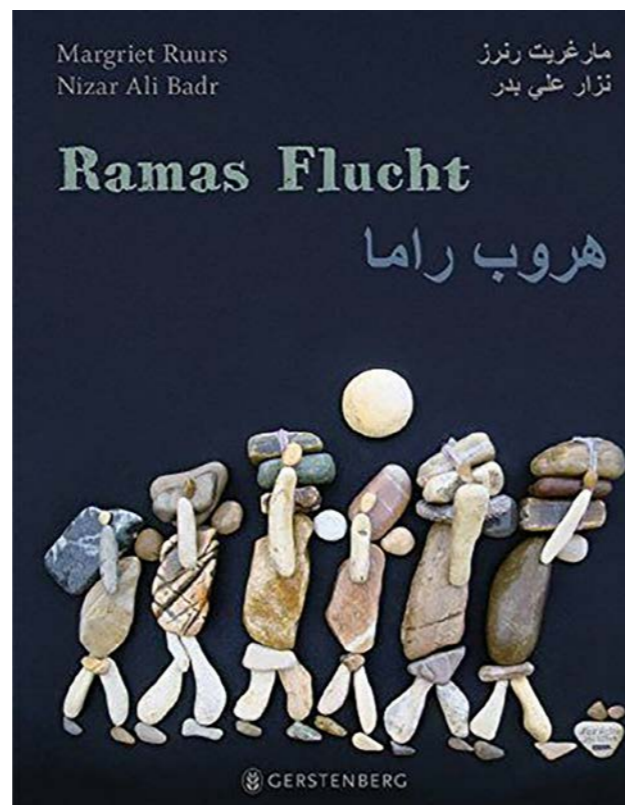
VIEL WIRD BEI UNS GEREDET ÜBER FLÜCHTLINGE. Weit weniger mit ihnen und was die häufigsten Ursachen ihres Kommens zu uns sind: Krieg, Lebensgefahr, Mangel am Lebensnotwendigen, Verfolgung, Vertreibung. So genau wollen es die Meisten, die über Flüchtlinge reden, wohl auch gar nicht wissen.

Das anrührende Bilderbuch der aus den Niederlanden stammenden, vielfach preisgekrönte Kinderbuchautorin Margriet Ruurs und des noch immer in Aleppo lebenden Bildhauers Nizar Ali Badr erzählt mit den Worten des syrischen Mädchens Rama die Geschichte seiner Familie. Sie erzählt, wie sie mit ihrem Bruder Sami sorglos und geborgen aufwuchs – „bis dann der Krieg über unser Land kam“. Zuvor schon hatte sie den Großvater sagen hören, dass sie nicht wirklich frei seien, ihre Lieder nicht singen dürften, ihre Tänze nicht tanzen und die Gebete nicht sprechen, die sie gelernt hatten.

Rama schildert, wie es bald nicht mehr genügend zu essen gab und immer mehr Menschen ihr Dorf verließen und sich auf die Suche nach einem besseren Ort machten, einem Ort, wo sie wieder frei leben, lachen und lieben konnten, wo kein Krieg war und keine Bomben fielen. Ihre Familie blieb im Dorf und winkte den Nachbarn und Freunden nach. Doch als die Bomben immer näher an ihrem Haus einschlugen, sagte der Großvater: „Es ist soweit“, und Ramas Familie machte sich auch auf die Flucht, bis ans Ende der Welt, bis ans Meer. In einem kleinen überfüllten Boot erreichten sie wieder festes Land, doch „nicht alle kamen sicher über das Wasser. Wir beteten für die, deren Reise am Meer zu Ende ging“.

Nun begann der beschwerliche, ermüdende Weg durch viele Länder, in denen kein Krieg war und die Männer keine Gewehre hatten, keine Bomben fielen und sie keine Angst mehr zu haben brauchten.

Schließlich, erzählt Rama, seien sie in ihrer Zukunft angekommen. Mit offenen Armen seien sie von neuen Nachbarn begrüßt worden. Und auch wenn sie deren



Sprache nicht verstand, zeigte ihr Lächeln, was die Worte bedeuteten: „Bleibt hier, bleibt bei uns. Jetzt seid ihr sicher, hier ist kein Krieg!“ Rama hat jetzt ein neues Zuhause, mit neuen Geräuschen und Gerüchen und mit Menschen, die lächeln und helfen. „Für immer, oder werden wir eines Tages zurückkehren?“

Ramas Geschichte wird, und das ist das ganz Besondere dieses Bilderbuches, nicht mit Zeichnungen oder Fotografien illustriert, sondern mit Steinbildern, die Nizar Ali Badr aus farbigen Natursteinen in beinahe archaischer Schlichtheit zu kunstvollen Szenen formte. Zusammen mit Ramas klaren, einfachen Worten bringen die Steinbilder das Flüchtlingsschicksal vielleicht eindringlicher zur Sprache als jedes andere Stilmittel. Wer zudem ein Auge für die Schönheit der arabischen Schriftzeichen hat, wird von den arabischen Texten angetan sein, die jeder Szene beigegeben sind.

Margriet Ruurs' Hoffnung, das Bilderbuch möge zum Verständnis für die Not derer beitragen, die vor den Schrecken des Krieges fliehen müssen, möge sich erfüllen. Seit 2016 ist schon die vierte Auflage erschienen, die erste deutschsprachige im vergangenen Jahr. ■

„Singen saniert“

VON CHRISTIANE HOFMANN

SO HÜBSCH UNSER ENSEMBLE AUS PFARRHAUS UND Kirche von außen auch aussehen mag, innen sind manche Ecken deutlich sanierungsbedürftig, teilweise sogar gefährlich: brüchige Bodenbretter und Tragbalken, ungedämmte und unerschlossene Absseiten, offener Übergang vom Speicher zum Kirchendach und anderes mehr – es wurde Zeit, hier etwas zu unternehmen. Nach gründlicher Planung wurde uns von der Finanzkommission großzügige Unterstützung zugesagt, das Fundraising für unseren Eigenanteil konnte beginnen.

Hier setzen wir auf eine „kreative Ideen-Vielfalt“, um möglichst viele Menschen anzusprechen – das diesjährige Bistumsoffer ist dabei eines der wichtigsten Standbeine. (An dieser Stelle ganz herzlichen Dank an alle, die in diesem Rahmen für unser großes Projekt gespendet haben!)

Weitere Aktionen sind zum Beispiel die folgenden:

- ➔ Bei unseren Zusammenkünften und Veranstaltungen bieten wir – gegen entsprechende Spende – unseren bewährten „Baustein/Bauwein“ an, sowie ansprechende Grußkarten mit Motiven aus unserer Kirche.
- ➔ Anlässlich der Museumsnacht der Stadt Singen gab es in unserer Kirche drei kleine Orgelkonzerte und eine Taizé-Andacht; das Besondere war die Beleuchtung der Fassade durch einen Lichtkünstler (siehe Foto). Über 200 Besucher kamen im Laufe des Abends vorbei und erfuhren auch von unseren Sanierungs-Plänen.
- ➔ Beim Aufräumen unseres ebenfalls sanierungsbedürftigen Gemeinderaums kamen viele Gegenstände zum



Vorschein, die nicht mehr gebraucht werden – sie wurden als „gegen Spende zu verschenken“ angeboten, fanden rasch neue Besitzer und brachten unser Spendenbarometer in Bewegung.

- ➔ Eine besondere Internetseite (singen-saniert.de) bietet unseren Spendern die Möglichkeit, dort öffentlichkeitswirksam genannt zu werden.

Weitere Fundraising-Projekte sind in Planung, das erste Außengerüst ist gestellt, die Dokumentation der einzelnen Bauarbeiten auf unserer Homepage beginnt. Wir werden weiter berichten! ■



Bistumsoffer 2018

Christiane Hofmann ist Vorsitzende des Kirchenvorstands der Gemeinde Singen





Gloria

VON ANDREAS KREBS



Dr. Andreas Krebs ist Professor für Alt-Katholische und Ökumenische Theologie am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn

NACHDEM DIE GEMEINDE DEM AUFERSTANDE-
nen, den sie in ihrer Mitte glaubt, das „Kyrie
eleison“ zugerufen hat, folgt ein Lobgesang:
das „Gloria“.

Erinnerung an die Geburtsgeschichte

Dieser Gesang macht (fast) jeden Sonntag zu einem kleinen Weihnachtsfest. Denn er zitiert die Stelle im Lukasevangelium, an der ein Engel zu den Hirten tritt und ihnen sagt, dass der Messias geboren sei; sie würden ihn in Betlehem, dem Geburtsort Davids finden – als Säugling, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Eine atemberaubende Botschaft, die kaum zu glauben wäre, würden sich nicht in diesem Augenblick die Himmel auftun. Man hört die Heerscharen singen: „Glanz [doxa] in den Höhen bei Gott! Und Friede auf der Erde bei den Menschen, an denen Gott Freude [eudokia] hat“ (Lk 2,14, nach der „Bibel in gerechter Sprache“).

Höfische Lobhudelei?

Die meisten von Ihnen dürften diese Worte aus der Liturgie anders im Ohr haben: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen seiner Gnade“. Diese Übersetzung ist in vieler Hinsicht missverständlich. Es beginnt schon mit dem Wort „Ehre“: Laut Duden bedeutet es im heutigen Deutsch „Ansehen, Anerkennung“. Das nächste Wort, „sei“, signalisiert, dass ein Wunsch oder eine Aufforderung ausgedrückt wird, obwohl der griechische Text das eigentlich gar nicht hergibt. Und schließlich wird ein Wort (*eudokia*), das zunächst „Freude“ oder „Wohlfühlen“ heißt, interpretierend mit „Gnade“ übertragen. Zusammengenommen scheint es dann, als ginge es hier um die Mahnung, Gott ein „Ansehen“ und eine „Anerkennung“ zu verschaffen, die er aus sich selbst heraus nicht besitzt, und als würde Friede denen zugesprochen, denen Gott – im Gegenzug für entsprechende Ehrbezeugungen? – seine „Gnade“ erweist.

Wenn das so wäre, würde es vor Gott zugehen wie an einem absolutistischen Hofstaat: Gunstbezeugungen des Herrschers im Austausch für Demut und Lobhudelei.

Gott ist schön!

Der griechische Text sagt jedoch etwas anderes: Ihm geht es um eine Qualität, für die Gott nicht auf Schmeichler angewiesen, sondern die Ausdruck seines Gottseins ist: seine *doxa*. Dieses Wort heißt im neutestamentlichen Griechisch „Pracht“, „Glanz“, „Stärke“, „Größe“ oder „Majestät“. Dahinter steht das hebräische *kabod*, was zunächst „Gewicht“ und „Schwere“ und von da aus auch das „Erhabene“ oder „Herrliche“ bedeutet – also das, was imponiert oder Eindruck macht. Meine Lieblingsübersetzung für *kabod/doxa* ist „Schönheit“. Ja, Gott ist schön. Er ist sogar schöner als schön! Und etwas vom Glanz dieser über-schönen Schönheit kann im Gottesdienst aufstrahlen, wenn wir mit den Engeln des Himmels in das „Gloria“ einstimmen! Die „Doxologie“, der Lobpreis der feiernden Gemeinde, hat selbst an der *doxa* Gottes Anteil.

Und Friede auf Erden...

Wenn dann Gottes „himmlische“ Schönheit auf die „Erde“, das heißt: in den Alltag, ausstrahlt, verändert sich etwas. Das Hässliche und Hasserfüllte, das sich oft zu gewaltigen Bergen auftürmt, wird auf einmal klein – weil Gott als der immer noch einmal Größere zu spüren, zu erahnen, zu erhoffen ist. Wo das geschieht, kann Frieden einkehren. Und dieser Friede gilt allen Menschen. „Friede bei den Menschen, an denen Gott Freude hat“ ist nicht einschränkend zu verstehen. Weil Gott an den Menschen Freude hat, will er für sie Frieden. Weil Gott an den Menschen Freude hat, will er ihnen seine Schönheit mitteilen. Denn die „Höhen“ allein genügen dieser Schönheit nicht. Sie möchte nicht nur die Höhen, sondern auch die Tiefen des Daseins, sie möchte die ganze Welt umfassen. ■

Unser Mann in Berlin

VON ULF MARTIN SCHMIDT



Wat will der denn?

WARUM STEHT eigentlich so wenig zu unserer Gemeinde in *Christen heute* – obwohl doch so viel bei uns los ist? Das ist eine Frage, die mir immer wieder gestellt wird. Meine Antwort ist dann in der Regel liebevoll: „Willst du den nächsten Artikel schreiben?“ Und dann folgt meist eine hörbare Stille.

Dieses Frage-Antwortspiel dürfte einigen meiner KollegInnen bekannt vorkommen und drückt ein Dilemma aus. Denn natürlich wollen wir alle prinzipiell gerne auch anderen von dem berichten, was bei uns so läuft – aber andererseits fehlt dazu häufig schlicht die Zeit, da bereits der nächste Programmpunkt ansteht. Das betrifft nicht nur *Christen heute*, sondern auch das gemeindeeigene Archiv/den Gemeindebrief. Neidvoll schaue ich da manchmal auf die Zeiten zurück in der unsere Gemeinde jemanden hatte, dessen Leidenschaft es war zu fotografieren und im Anschluss aus diesen Fotos auch noch ein Fotoalbum zu machen. Seit einigen Jahren gibt es das nicht mehr – was ein großes

digitales Bildergrab zur Folge hat, welches aber schwer durchblättert werden kann...

Soweit so unberlinerlich – dieses Dilemma betrifft jede unserer Gemeinden – aber das Jammern soll mit Elan ein Ende haben: Fortan soll sporadisch eine kleine Kolumne aus Berlin unsere Kirchenzeitung erweitern, die nicht primär berichten soll, was die alt-katholische Gemeinde Berlin an Gemeindeprogramm bietet, sondern was mich als Berliner Pfarrer (mit all den Ehrenämtern, die für unsere Kirche daran hängen) so umtreibt.

Typisch für die instabilen und aufgeheizten Berliner Medienverhältnisse ist dabei folgender Hinweis: Bei meinen Ausführungen handelt es sich nicht um neutrale Berichterstattung, sondern um eine Kolumne, die meine persönliche Sicht auf das Berliner Geschehen darstellt und die ausdrücklich keinen Anspruch auf Neutralität erhebt. Sie soll das Berliner Geschehen um einen Blickwinkel erweitern, der medial zu kurz kommt: um den Bereich Religion.

Berlin und Religion – pfui!

BERLIN IST EIN TOLERANTES Plätzchen, auf dem man gut leben kann – bis man seinem Gegenüber zu verstehen gibt, dass man irgendwas mit Religion zu tun hat. Angeregte Gespräche auf Partys brechen schlagartig ab, ich werde buchstäblich stehen gelassen und fühle mich exkommuniziert. Wer das Spielchen ein paar Mal mitgemacht hat, wird vorsichtig, denn das Gefühl, für das Gegenüber schlagartig unsichtbar zu sein, ist nicht sehr angenehm. Berlin ist die selbsternannte „Hauptstadt des Atheismus“ beziehungsweise der perfekte Nährboden für den Humanistischen Verband, der hier sein Hauptquartier hat (über 60.000 SchülerInnen besuchen in Berlin das dezidiert atheistische Fach „Lebenskunde“). Aber das ist nur die eine Seite der Medaille...



Ulf Martin Schmidt ist Pfarrer in Berlin, Dekan des Dekanates Ost und Beauftragter des Bistums am Sitz der Bundesregierung

Berlin und Religion – hui!

Ja – denn zeitgleich ist Berlin (3,6 Millionen Einwohner) die religiös gesehen vielfältigste Stadt Europas. Über 300 verschiedene Religionsgemeinschaften existieren neben- und miteinander. Unter interreligioeser-stadtplan.de lässt sich davon ein kleiner Einblick gewinnen. Einige sind in Verbänden zusammengeschlossen wie dem Ökumenischen Rat Berlin-Brandenburg (ÖRBB), der Arbeitsgemeinschaft für Kirchen- und Religionsgesellschaften (AKR), den islamischen und jüdischen Verbänden u. v. m. Allen gemein ist, dass keine von ihnen der Gesellschaft ihren prägenden Stempel aufdrücken kann. Der größte religiöse Player ist die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz mit knapp 600.000 Mitgliedern in Berlin und das römisch-katholische Erzbistum Berlin mit knapp 300.000 Mitgliedern (*by the way*: es gab geschichtlich gesehen noch nie so viele Katholiken in Berlin wie jetzt – zuzugsbedingt!). Die „Hauptstadt des Atheismus“ ist also gar nicht so atheistisch wie einige Dawkins-Fundamentalisten es gern hätten...

Groß und klein – allet jeht irjendwie und allet is irjendwie ejal

Unsere alt-katholische Gemeinde in Berlin ist mit knapp 1000



Mitgliedern die größte Gemeinde des Bistums – spielt in der Öffentlichkeit aber nicht einmal ansatzweise die Rolle, die die Gemeinde in Bonn, Augsburg oder in Blumberg hat. Sie ist eine von vielen, und der medialen Öffentlichkeit ist es schlicht egal, was wir so alles auf die Beine stellen. Als ich nach Berlin zog, machte ich einen kleinen Medienresonanzvergleich von Kommingen und Berlin, welcher mich im Rückblick nach wie vor erheitert – denn es hat sich an der Berliner-Artikelseite nichts getan! Religion ist in Berlin medial gesehen gut für Skandale – aber Positives spielt in den Zeitungen kaum eine Rolle. Ein konkretes Beispiel: Über 20.000 Menschen kamen zu unserem Stadtkirchenfest auf dem Alexanderplatz – nur kirchliche Zeitungen berichteten darüber. *Allet irjendwie ejal* – aber das Entscheidende ist: Den Teilnehmenden sind ihre Feste umso wichtiger.

Frei sein

Menschen, die sich religiös in Berlin engagieren, tun dies nicht aus Konvention – denn keiner verlangt sie ihnen ab. Es gibt kaum noch Tanten (ich kenne keine), die einen enterben, wenn man aus der Kirche austritt, und es gibt keinen Nachbarn, der kontrolliert, ob ich am Sonntag in die Messe gehe oder nicht. Das ist hier auch nicht wirklich was Neues, denn im 19. Jahrhundert war der Gottesdienstbesuch in Berlin in der evangelischen Kirche (damals gab es fast nur evangelische Christen hier) schlechter als heute – allen romantischen Verklärungen zum Trotz. In heiterer Gelassenheit versuchen wir heute in ökumenischer Verbundenheit



Oben: Unser Gemeindewagen mit Logo (Foto von John Grantham). Unten: Links die 300 Artikel im Südkurier aus sechs Jahren Blumberg und Kommingen und rechts die Artikel aus sechs Jahren Berlin.

diese Stadt zu bereichern – und in ein paar Jahren sind auch die letzten Spuren von Machtspielen zwischen

den Kirchen hier verschwunden, da bin ich optimistisch! In diesem Sinne – bis zum nächsten Mal! ■

unterstützen die Bürger des syrischen christlichen Dorfes Maaloula, in dem noch „die Sprache Jesu gesprochen wird“. Das Dorf ist vor einigen Jahren vom IS erobert und verwüstet worden, die Bewohner brachten sich vor allem in Damaskus in Sicherheit. Nach der Rückeroberung durch syrische Regierungstruppen kehrten und kehren nun die Einwohner zurück und bauen ihre zerstörten Häuser wieder auf.

Zusammen mit einer syrisch-christlichen Selbsthilfeorganisation in Deutschland unterstützt der Freundeskreis dort medizinische, schulische und Wiederaufbauprojekte und hat namhafte Unterstützungsprämien für Familiengründungen (Heiraten) und Kindergeburten ausgesetzt. Eine positive Seite des syrischen Regimes ist ja, dass der Präsident als Alevit die religiösen Minderheiten des Landes

gewähren lässt, während die islamistischen Rebellen eher zur Verfolgung nichtmuslimischer Gemeinschaften neigen.

Natürlich kann sich das Kriegsglück wieder wenden und die Aufbauarbeit in Maaloula kann umsonst gewesen sein. Aber sollen wir deshalb die schwache christliche Stimme in dem Land verstummen lassen und die Christen, die die Sprache Jesu sprechen und ihre Kinder lehren können, nicht in ihre Heimat zurückführen? Das wäre des Pessimismus zu viel.

Ewald Kefler
Leimen

Zum Artikel „Der erste Pfarrer der Gemeinde Hamburg“ in *Christen heute* 8/2018

ZUNÄCHST MÖCHTE ICH SEHR herzlich der Pfarrgemeinde Hamburg Glück wünschen, dass sie es endlich geschafft hat: Sie ist Pfarrei mit einer großen Diaspora geworden und hat endlich einen eigenen Pfarrer, dem ich für seinen Dienst Gottes Segen und viel Freude wünsche. Ich habe mich sehr darüber gefreut.

Vor über einem halben Jahrhundert habe ich diese Gemeinde von Hannover aus mitverantwortet. Einmal im Monat war ich einige Tage über ein Wochenende dort, feierte Gottesdienst, machte Besuche und hielt Religionsunterricht (die weiteste Unterrichtsstation war Itzehoe). Eine große Hilfe waren mir dabei viele verantwortliche Laien. Voll Dankbarkeit erinnere ich mich an Architekt Eugen Spenner, der seine gesamte Freizeit für die Gemeinde einsetzte, Prof. Berthold Spuler, den langjährigen zweiten Vorsitzenden der Synodalvertretung und Präsident bei vielen Synoden, und an Prof. Lejeune, den Gründer und ersten Vorsitzenden des Deutschen Kinderschutzbundes. Damals erzählten sie mir von der segensreichen Tätigkeit von Studienrat Katzenmayer. Der war der wohl erste ehrenamtliche Geistliche in unserem Bistum. Viele Jahre – bis der Bombenkrieg ihn aus Hamburg vertrieb – nahm er die Seelsorge für

diese interessante und lebendige Gemeinde wahr. Das soll sie auch heute noch sein.

Für diese Gemeinde in einer großen Stadt wünsche ich eine gute Zukunft.

Dekan i. R. Edgar Nickel
Freiburg i. Br.

Ein Brief zum Artikel „Kindermord in Betlehem“ in *Christen heute* 9/2018

DIE ÜBERSCHRIFT „KINDERMORD in Israel“ von Georg Spindler hätte ich ja eher mit Matthäus 2,13 verbunden als mit dem, was sich in dem Artikel darstellt. Das, was hier beschrieben wurde, ist schon etwas befremdlich, denn man sollte sich immer vor Augen führen, dass Israel die einzige Demokratie im Nahen Osten, also ein Rechtsstaat ist. Alle Staaten, die an Israel grenzen, sind Diktaturen und vielfach auch religiösen Zwängen unterworfen.

Man darf davon ausgehen, dass dieses Vorgehen der Soldaten, sollte es in der Form tatsächlich vorgekommen sein, juristisch aufgearbeitet wird, denn ein israelischer Soldat darf nicht grundlos morden. Mir wäre schon daran gelegen, die Hintergründe für die beschriebenen Übergriffe zu erfahren, davon wird allerdings nichts berichtet und das ist schlichtweg ganz schlechte Recherche. Dazu passen auch die beigefügten Bilder. Bei dem Artikel des Herrn Spindler fehlt es an der Aufklärung über die Hintergründe. Aus dem Zusammenhang gerissene Darstellungen sind meistens einseitig und tendenziös und ich habe den Eindruck, dass das von dem Autor so gewollt ist.

In der *Times of Israel* war am 7.10.2018 folgende Meldung zu lesen: „Bei einem Terrorangriff in Samaria sind am Sonntagmorgen zwei Menschen, eine Israelin (29) und ein Israeli (34), erschossen worden. Der Täter, ein dort angestellter 23-jähriger Palästinenser, fesselte das weibliche Opfer und erschoss beide aus nächster Nähe. Ein weiteres Opfer überlebte schwer verletzt. Der Terrorist befindet sich immer noch auf der Flucht. Die

getötete Frau hinterlässt ihren Mann und ein Baby. Der getötete Mann hinterlässt seine Frau und drei kleine Kinder“ (gekürzt).

Wenn palästinensische Terroranschläge in Israel geschehen, ist es selbstverständlich, dass dann die israelische Armee nach dem Terroristen in den besetzten Gebietet fahndet und entsprechende Maßnahmen einleitet, eventuell auch eine Person erschießt. Das erachte ich dann aber als legitime Reaktion. Dieser Bericht ist einfach zu einseitig und hat damit auch das Potenzial, nicht nur israelfeindlich zu sein, nein, hier finden sich ganz klare antisemitische Untertöne, und das sollte in dieser Zeitschrift für Alt-Katholiken nicht passieren. Sollte sich so etwas wiederholen, werde ich die Zeitschrift abbestellen.

Bodo Zielinski
Gemeinde Wilhelmshaven

Zum Beitrag „Rares und Wahres“ und einer Kurzmeldung in *Christen heute* 10/2018

ICH MÖCHTE HERRN HARALD Klein beipflichten in seiner Sichtweise auf die eindrückliche Episode im Johannesevangelium: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ Diese Erzählung kann einem ohne geistige Klimmzüge hier und heute etwas sagen. Sprichwörtlich möge jeder immer erst vor seiner eigenen Türe kehren...

An anderer Stelle der *Christen heute* lese ich die Nachricht, dass die von Papst Franziskus ausgesprochene Ächtung der Todesstrafe von der rückwärtsgewandten Pius-Bruderschaft kritisiert wird. Den betonherzigen Pius-Brüdern wie allen Befürwortern ins Stammbuch geschrieben: Wer die Todesstrafe fordert, der begibt sich auf die gleiche Stufe wie ein zu verurteilender Mörder. Denn Rache – genau das ist die Todesstrafe – ist ein niederer und ethisch verwerflicher Tötungsgrund und ist also Mord. Und: Die Todesstrafe ist schon deshalb nicht zu verantworten, weil Fehlerurteile nie auszuschließen sind.

Hans Neubig
Gemeinde Weidenberg



Leserbrief zu einer Kurzmeldung in *Christen heute* 8/2018

IN DER ERSTEN MELDUNG VON *Namen & Nachrichten* der Septemberrnummer von *Christen heute* heißt es: „Menschenverachtend“ nennt Neher – der Präsident von *Caritas international* – Forderungen, Syrer in ihre zerstörte Heimat zurückzuführen.“ Gerade das tut der Heidelberger Freundeskreis von Maaloula: Wir



9.-11. November	Ökumenisches Bibelwochenende des Dekanats Bayern, Bernried	29./30. März	Treffen Internationaler Arbeitskreis Alt-Katholizismus-Forschung, Bonn
10. November	Dekanswahl für das Dekanat NRW sowie Landessynode, Bottrop	2.-5. Mai	Ring frei – Runde 8, Nieder-Liebersbach
15. November	Treffen der Kontaktgruppe der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche und der Alt-Katholischen Kirche	6.-10. Mai	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße
16.-18. November	Dekanatstage des Dekanats Ost mit Dekanswahl	16. Mai ◀	Tagung zu den Ergebnissen der Römisch-Katholisch/Alt-Katholischen Dialogkommission, Erfurt
13. Januar	Verabschiedung von Dekan Ingo Reimer, Essen	24.-26. Mai ◀	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz und der Kirchenleitungen, Utrecht (Niederlande)
16.-19. Januar	Treffen des Anglikanisch/Alt-Katholischen Koordinierenden Rates, Prag (Tschechien)	24.-26. Mai ◀	Dekanatstage des Dekanats Hessen Hübingen
3. Februar, 19 Uhr ◀	Ansgar-Vesper mit Priesterin Prof. Dr. Angela Berlis, Hamburg	19.-23. Juni	37. Deutscher Evangelischer Kirchentag Dortmund
9. Februar ◀	Dekanswahlen für das Dekanat Bayern München	23.-27. Juni ◀	Tagung der Internationalen Bischofskonferenz, Lublin (Polen)
22.-24. März	Diakonenkonvent, Mainz		
27. März	Treffen der Kontaktgruppe der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche und der Alt-Katholischen Kirche		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantwort.)
Ludwigstraße 6
79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer (Termine)
E-Mail termine@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Erscheinungsweise
monatlich

Design, Satz und Bildbearbeitung
John L. Grantham
E-Mail john@xanity.de
Web www.xanitydesign.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1
25845 Nordstrand
Tel. 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste
epd, KNA, APD

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement
Inland 23,- € inkl. Versandkosten
Ausland 29,50 €

Fotomaterial
Alle Fotos von Flickr.com und
Wikimedia Commons werden unter der
Creative Commons License (CC) für nicht-
kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen

ISSN
0930-5718

**Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben**
5. November, 5. Dezember, 5. Januar

Nächste Schwerpunkt-Themen
Dezember
Stille Nacht, heilige Nacht
Januar
Gleichberechtigung
Februar
Nacht

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht
länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen
sein sollten! Die Redaktion behält sich
Kürzungen vor.

**Bitte wenden Sie sich in allen
Fragen zum Abonnement an den
Vertrieb, nicht an die Redaktion!**



fortgesetzt von Seite 2

EU-Parlament fordert Waffenembargo gegen Saudi-Arabien

DAS EUROPAPARLAMENT HAT MIT Blick auf die Lage im Jemen erneut ein Waffenembargo gegen Saudi-Arabien gefordert. Nur eine „politische Lösung“ unter Einbeziehung aller Beteiligten könne zu Frieden im Jemen führen, heißt es in einer im Oktober verabschiedeten Resolution. Die Abgeordneten zeigten sich besorgt, dass sich die Situation in dem Land zu einer der „schlimmsten humanitären, politischen und wirtschaftlichen Krisen“ ausweite. Die Vizepräsidentin des Menschenrechtsausschusses im EU-Parlament, **Barbara Lochbihler**, sagte, 22 Millionen Menschen im Jemen benötigten derzeit humanitäre Hilfe, 8 Millionen seien in Folge der Kriegshandlungen vom Hungertod bedroht. Sie kritisierte auch Deutschlands Waffenlieferungen an Saudi-Arabien. Allein in den vergangenen sieben Monaten habe die Bundesregierung Rüstungsexporte im Wert von 254 Millionen Euro an Saudi-Arabien genehmigt, obwohl im Koalitionsvertrag vereinbart worden sei, keine der kriegsführenden Parteien mehr zu beliefern.

AfD nicht beim Kirchentag 2019
AFD-POLITIKER DÜRFEN BEIM Kirchentag in Dortmund nicht auftreten. „Dem Kirchentag geht es ums Zuhören, aber ich möchte nicht Herrn Gauland zuhören“, erklärte Kirchentagspräsident **Hans Leyendecker** die Entscheidung des Präsidiums. „Die AfD entwickelt sich rasend weiter nach rechts, die Radikalisierung der Partei schreitet voran“, begründete Leyendecker jetzt den Kurswechsel gegenüber 2017. Die Sorge, die Partei werde durch den Boykott in eine Märtyrer-Rolle gedrängt, lässt der Kirchentags-Präsident nicht gelten: „Ich warne davor, auf das Opfer-Märchen der AfD hereinzufallen. Diese Partei wird sich immer als Opfer darstellen.“ Der kirchenpolitische Sprecher der AfD-Bundestagsfraktion, **Volker Münz**, sprach indes von „Ausgrenzung“ und einem „Armutzeugnis“.

Recht auf Nahrung

DAS EVANGELISCHE HILFSWERK *Brot für die Welt* und die Menschenrechtsorganisation *FLAN* legen in ihrem aktuellen „Jahrbuch zum Recht auf Nahrung“ dar, dass neue Technologien wie die Digitalisierung entgegen der Versprechen von Politik und Agrarindustrie den Hunger nicht besiegen werden, sondern die Auseinandersetzung um Ressourcen sogar verschärfen und eine dezentrale Nahrungsmittel-Versorgung gefährden können. „Es besteht die Gefahr, dass die Digitalisierung die Umwandlung öffentlicher Güter wie etwa die Wasserversorgung in international handelbare Waren vorantreibt. Davon haben die Ärmsten der Armen gar nichts, im Gegenteil, ihre Lage würde sich verschlimmern“, sagt **Bernhard Walter**, Ernährungs- und Landwirtschaftsexperte von Brot für die Welt. Hinzu kommt, dass Kleinbäuerinnen und Kleinbauern, die einen Großteil der Lebensmittel erzeugen, seit Jahrzehnten systematisch in unfruchtbare und abgelegene Gebiete abgedrängt werden und einem unfairen globalen Wettbewerb ausgesetzt sind.

Jesuiten-Provinzial kritisiert Vatikan

DER PROVINZIAL DES JESUITENORDENS in Deutschland, Pater **Johannes Siebner**, kritisiert das Vorgehen des Vatikans gegen den wiedergewählten Rektor der Jesuitenhochschule Sankt Georgen. Es sei „wohl der Stil eines byzantinischen Hofstaats“, Pater **Ansgar Wucherpfennig** ohne jede Rücksprache wegen wertschätzender Aussagen zum Thema Homosexualität sein Amt zu entziehen, sagte Siebner. Die Bildungskongregation im Vatikan hatte Wucherpfennig die notwendige Unbedenklichkeitserklärung („Nihil Obstat“) für eine dritte Amtszeit verweigert und einen öffentlichen Widerruf seiner Positionen verlangt. Er hatte sich in Interviews kritisch zum Umgang der Kirche mit Homosexuellen und mit Frauen geäußert und Segensfeiern für homosexuelle Partnerschaften befürwortet. Siebner sagte, Wucherpfennig habe hilfreiche Vorschläge für ein neues Nachdenken der Kirche zum Umgang mit Homosexuellen gemacht: „Es geht um eine wirkliche Würdigung

menschlicher Beziehungen, nicht zuerst um Sexualmoral. Wir haben in der Kirche kein Problem mit Homosexuellen – wir haben ein Problem mit Homophoben.“

Die Ängste der Deutschen

MIT DER SOGENANNTEN *GERMAN Angst* befasst sich eine bis Mai zu sehende Ausstellung im Bonner Haus der Geschichte. Mehr als 300 Exponate beleuchten die Entstehung und Verbreitung von gesellschaftlichen Ängsten und Beklemmungen im jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Zusammenhang. Nach Einschätzung des Präsidenten der *Stiftung Haus der Geschichte*, **Hans Walter Hütter**, zeichnen sich die Deutschen durch eine große Intensität von kollektiven Angstgefühlen und ein großes Sicherheitsbedürfnis aus. Grund dafür sei auch die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts mit zwei verlorenen Kriegen, zwei Diktaturen, der Bedrohung im Kalten Krieg sowie mehrfacher Geldentwertung und Inflation. „Gesellschaftliche Ängste entstehen in Wellen“, so der Chef des Museums. „Sie entzündeten sich an bestimmten Ereignissen und ebbten dann irgendwann wieder ab.“ Ziel der Ausstellung sei es nicht, die Ängste im Rückblick zu entwerfen. Wer sich aber der Rolle von Ängsten in der Vergangenheit bewusst sei, könne mit heutigen Ängsten und Problemen möglicherweise sachlicher umgehen.

Abläss für reuige Mafiosi

REUIGE MAFIOSI KONNTEN AM Gebetstag des süditalienischen Bistums Locri-Gerace gegen die Mafia im kalabrischen Marienheiligtum *Nostra Signora dello Scoglio* einen Ablass gewinnen. Der Nachlass der Sündenstrafen wurde, wie das Bistum erklärte, per Verfügung des päpstlichen Gnadenrichtshofs solchen Personen gewährt, die dem organisierten Verbrechen abgeschworen. Man wolle zur Abkehr von einer Mentalität ermuntern, die „Ausdruck einer Kultur des Todes“ und dem christlichen Glauben radikal entgegengesetzt sei. Bischof **Francesco Oliva** hatte den Gebetstag im vergangenen Jahr eingeführt. Die Region gilt als Hochburg der kalabrischen *Ndrangheta*. ■





Sebastian Watzek
ist Pfarrvikar der
Gemeinde Berlin

Macht macht etwas mit einem

VON SEBASTIAN WATZEK

ES WÄRE JETZT EIN LEICHTES, nach der Vorstellung der „Studie zum Kindesmissbrauch in der katholischen Kirche“ am 25. September und der Bekanntgabe des 7-Punkte-Plans der Deutschen Bischofskonferenz drei Tage später in den Chor der Kritiker, Befürworter, Besserwisser und Kirchenverteidiger bzw. -kritiker einzufallen. Doch Halt: Habe ich als alt-katholischer Christ dazu überhaupt die Erlaubnis? Auch wenn die Römisch-Katholische Kirche meine Herkunftskirche ist, habe ich ja gar nichts mehr mit ihr zu schaffen. Was geht mich das an, wenn der Römisch-Katholischen Kirche in Deutschland und auch weltweit an vielen Orten nun angesichts des Ausmaßes ein heftiger Gegenwind ins Gesicht weht? Also weder mein Problem noch meine Angelegenheit?

Diese Position empfinde ich als sehr bedenklich. In unserer säkularen Öffentlichkeit wird schon lange nicht mehr nach Konfessionen differenziert. So wurde im Zusammenhang mit den immer offenkundiger gewordenen Missbrauchsfällen in der römisch-katholischen Schwesterkirche in den Medien bisher immer allgemein von der „katholischen Kirche“ gesprochen. Und wenn in der Vergangenheit schon protestantische Christen aus ihrer Kirche ausgetreten sind, weil ihnen der damalige Bischof von Rom nicht passte, warum sollten nicht jetzt auch einige alt-katholische Gemeindeglieder ihren Austritt erklären? Durch jeden Skandal in einer (Groß-) Kirche geraten zwangsweise alle

anderen Kirchen in öffentlichen Misskredit. Da sitzen wir als Kirchen alle in einem Boot!

Zudem muss die Tatsache bedacht werden, dass es auch in unserer Kirche Gemeindeglieder gibt, welche in der Römisch-Katholischen Kirche sexuell missbraucht worden sind, in unsere Kirche übertraten und an denen die momentane Diskussion nicht spurlos vorübergehen dürfte. Hier sind auch wir als Alt-Katholische Kirche gefragt, wie wir ihnen konkret helfen und beistehen können! –

Ein erster Schritt könnte darin bestehen, die Vorgänge in unserer römisch-katholischen Schwesterkirche wahrzunehmen und ebenfalls aus ihnen zu lernen.

In der aktuellen – auch von der „#MeToo-Debatte“ – geprägten Atmosphäre wächst eine neue Sensibilisierung und Wachsamkeit gegenüber jeder Art von sexuellem Missbrauch. Die Missbrauchsfälle zeigen uns, dass niemand davor gefeit ist, also auch nicht unsere eigene Kirche, ihre Geistlichen und Mitglieder. Auch wenn die Anzahl verschwindend gering ist, es finden sich sogar Ordensfrauen unter denjenigen, welche Kinder und Jugendliche sexuell missbraucht haben. Dies führt mich zu der wichtigsten Lehre: Macht macht etwas mit einem – egal ob Mann oder Frau. Hier müssen auch wir als Alt-Katholiken uns fragen, wie die Einzelnen mit Macht und Verantwortung umgehen und wo mögliche Gefahren und Verführungen zum Missbrauch jeglicher Art liegen können. Synodalität schützt nicht vor einem versteckten Klerikalismus,

Amts- und Machtmissbrauch, Seilschaften und Gruppenzwängen!

Das andere, was ich beobachte, ist, wie schwer sich eine religiöse Institution mit dem Eingeständnis und der Aufarbeitung von Verbrechen tut, die in ihr begangen wurden. Dass es schwer ist zu akzeptieren, wie weit oft die Kluft zwischen dem Idealbild von Kirche und ihrer konkreten Wirklichkeit ist. Wenn ein Hauptamtlicher oder ein Gemeindeglieder bei uns unsere Alt-Katholische Kirche zu sehr glorifiziert und sich dabei deutlich von anderen Kirchen abgrenzt, werde ich eher misstrauisch. Umso mehr, wenn bei der jeweiligen Person Synodalität soweit bejaht und forciert wird, wie es den jeweils eigenen Bedürfnissen und Sichtweisen entspricht; verliert man aber mal eine Abstimmung, ist auch die Synodalität sehr schnell nichts mehr wert. Die Schwierigkeit mit der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle in der römisch-katholischen Schwesterkirche – sowie bei anderen Kirchen und Institutionen – kann uns zeigen, welcher Überwindung und welchen Mutes es bedarf, sich seinen Schwächen, Verletzungen, Wunden und Grenzen zu stellen und diese zuzugeben und anzunehmen.

Darin liegt für uns als Christen die eigentliche Herausforderung – nicht erst aufgrund der Missbrauchsfälle: ob in unserer Verkündigung auch der gedemütigte und gekreuzigte Christus seinen Platz hat oder nur eine Randexistenz führt. Wie wir letzten Endes mit Macht und Ohnmacht umgehen, zeigt, was für eine Kirche wir sind. ■